

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Achtundvierzigster Band.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

1904.



3980



Inhalt.

<p>Arbeiterbewegung f. Notizbuch 42.</p> <p>Bäbeder f. Bemerkungen.</p> <p>Barcarole 306</p> <p>Bayerischer Liberalismus f. Libe- ralismus.</p> <p>Bayreuther Streitfragen f Streitfragen.</p> <p>Bemerkungen zu Bäbeder . . . 58</p> <p>Bildung, künstlerische 409</p> <p>Bischöfe, französische f. Notizbuch 431.</p> <p>Bismarck, Herbert 473</p> <p>Bleichröder 226</p> <p>Blumenschuß 183</p> <p>Börsenherbst 426</p> <p>Briefe, zwei 228</p> <p>Bußstränen 449</p> <p>Dafnis 489</p> <p>Durch! 190</p> <p>Elektra 649</p> <p>Epigone, ein 286</p> <p>Eulenberg, Herbert 416</p> <p>Fernphotographie, künstlerische . 385</p> <p>Fleischschau 136</p> <p>Frage, die religiöse, in Italien 249</p> <p>Frauenkongreß, der 130</p> <p>Große, Julius f. Epigone.</p> <p>Hamburger Rauchfleisch f. Rauch- fleisch.</p> <p>Hamurabi und Moses 115</p> <p>Hammerstein, D. Frhr. v., f. Notizbuch 498.</p> <p>Hanaus 495</p>	<p>Hans, der Kluge 319</p> <p>Heidelberger Schloß, das . . . 110</p> <p>Herzacker, der 306</p> <p>Herzog Friedrich von Schleswig- Holstein f. Notizbuch 435.</p> <p>Hibernia 233, 241, 452 f. a. Möller f. a. Preußen.</p> <p>Hymnus 72</p> <p>Jahr, im, des Friedens 120</p> <p>Japan f. Justiz.</p> <p>Immobilisierung 38</p> <p>Judenthum f. Wesen.</p> <p>Jübische Unteroffiziere, f. Unter- offiziere.</p> <p>Jüngling, der 72</p> <p>Justiz in Japan 186</p> <p>Kahlenberg, Hans von, f. Notiz- buch 427.</p> <p>Kall 80 f. a. Notizbuch 83.</p> <p>Kant, hat, Dume widerlegt? . . 210</p> <p>Katholikentag, Regensburger f. Notizbuch 434.</p> <p>Kierleggaard, Sören 87</p> <p>Königsberger Prozeß f. Verlin.</p> <p>Korfu 413</p> <p>Krieg, der russisch-japanische . . 14</p> <p>Krieg und Friede 123</p> <p>Krüger, Paul f. Notizbuch 198.</p> <p>Kulturkampf, der französische . . 359</p> <p>Kunst, Rationale 877</p> <p>Künstlerische Bildung f. Bil- dung.</p> <p>Kurpfälcherel f. Smith.</p>
---	--

Lebenswunder, die	482	Schiller f. Zeitalter.	
Liberalismus, Bayerischer . . .	53	Schwedische Natur f. Natur.	
f. a. Briefe 228.		Segen von oben	393
Liszt, was lehrt?	397	Selbstanzeigen 77, 117, 144, 191, 390, 424.	
Luisie von Koburg 437.		Sieh, der, der Seele	383
f. a. Notizbuch 500.		Septizismus? Was ist	174
Maladie, la, de quarantaine . . .	95	Smith, Adam, über Kurpfuscherei	31
Meister, der f. Theater 159.		Sommernachtstraum	194
Messel, Alfred	442	Steuer, die einzige	64, 341
Meyer, Professor	47	Strauß, ein später	371
Militärpensionen f. Notizbuch 41.		Streitfragen, Bayreuther	330
Mirbach f. Notizbuch 44, 199, 277, 278.		Südekum, A. D. W., f. Notiz- buch 500.	
Müller und Gutmann	268	Theater	146
Montanrust	346	Tochter, die verlorene	340
Morises Briefe	420	Trance, im	311
Moriz und Rina	1	Tyrannos, in	324
Natur, Schwedische	298	f. a. Notizbuch 498.	
Nielsche f. Bierregaard, f. a. Notizbuch 198, 272.		Unteroffiziere, jüdische	208, 307
Nixchen f. Notizbuch 427.		Verwaisten, die	447
Notizbuch 41, 83, 197, 272, 427, 498		Vossische Zeitung f. Notizbuch 86, 436.	
Panik	402	Waldeck-Houffeaou f. Notizbuch 433.	
Perim-Rönigsberg	163	Watts und Whistler	73
Plehwé	201	Weiß, das, des Räubers	138
Preußen als Aktionär	315	Wesen, das, des Judenthums . . .	141
Primitiven, die	99	f. a. Notizbuch 430.	
Prinz Friedrich Leopold f. Notiz- buch 277.		Zapfenstreich f. Theater 146.	
Privatdozenten, medizinische . .	372	Zarewitsch, der	279
Rauchfleisch, hamburger, in Jena	256	Zeitalter, das, Schillers	223
Rose Bernd f. Theater 150, f. a. Briefe 230.			



Berlin, den 2. Juli 1904.

Moritz und Rina.

Kressin, Sieben Schläfer 1904.

Sir Morris!

Unter Englisch gehts heute nicht. Bildung leider selbst in Glanzzeiten vernachlässigt; sonst hätte Deine Getreueste was Intim-Amerikanisches gewählt. Stilgemäß. Aber Mancher lernts nie. Uebrigens mit dem linken Fuß zuerst aus den Daunen und drum noch konfusier als im Durchschnitt. Daß die Sieben auch mit Strichregen kamen! Sieben nasse Wochen fehlen uns in all dem Jammer gerade noch. Maximian, Mathus und Konsorten eigentlich gar nicht werth, daß man sie auf den Briefkopf stellt. Mit Nachod und Langensalza als Datum ist aber auch kein Staat mehr zu machen. Die Hannoveraner, die damals unseren Flies feilten, paradiren jetzt im Ehrenkittel; und mit den „Hollers“ (wie Keudell die Oesterreicher nannte) längft ein Herz und eine Seele. Kann auch nicht leugnen, daß die Erinnerung an Better Karlchen, der damals unter Steinnes im Fünften fiel, nach achtunddreißig Jahren mir immer noch einen Stich giebt. Wenn der Junge heil zurückgekommen wäre, hättest Du Adolsum vielleicht schwesterlicher Ohnmacht doch nicht aufgedrümmt. Blödsinnig, 1904 noch dran zu denken? Stimmt auffallend. Oü sont les neiges d'antan? In der Einsamkeit fängt man eben Grillen. Ist allen Dreien höllisch schwer geworden, uns wieder an die mit Recht so geschätzte Scholle zu gewöhnen. So'n Happen Berlin verdirbt den Appetit fürs Ländliche. Mit der Fütterung ginge es ja, trotzdem Deine Perfekte, der cordon bleu, anfangs sehr vermisht wurde; unser Geflügeltes ist schließ-

lich auch nicht von Papp und Tutes jungen Wirsingfohl könnte man, ohne brandenburgisch roth zu werden, sogar den kieler Dollarprinzen vorsetzen. Bitter nur das Einerlei und die Kreisconverſation de rigueur. Euer Vordſchaft haben uns verwöhnt. Und wenn ich meinen Angeſtammten predigte, ſie hätten ſich nun doch für eine Weile vollgemanſtert und ſo viel Theater, Muſik, Freſſalien und Toiletten gehabt, daß ſie den Sommer über verſchnaufen müßten, zogen Monsieur et Bébé krauſe Nafen. Dem Würmchen verdenke ich nicht. Herzweh und ähnliche Chosen. Der Marinirte iſt irgendwo in höchſt öſtlichen Gewäſſern; und da noch nichts Offizielles, kann ſie nicht mal Briefſurrogate mit Bchagen verzehren. Aber der Herr des Hauſes, — quel type! Spielt ſtets den ſchlichten Landmann, ders nur dicht bei der geſtickten Klitſche ſeiner Ahnen aushält, und zappelt nun nach Eurem berliner Geſtänk. Mache mir Szenen, weil beim Diner — was man hier ſchon ſo nennt! — keine Blümchen auf dem Tiſchtuch, wie bei Deiner Votka, und nörgelte an den rund Ausgeſchnittenen der ſideikommißlichen Nachbarschaft herum. Eure Schule, Trauſteſter. Zum Glück giebt ſichs mit der Zeit. Troß Regen und ekkigem Wind iſts hier jetzt annähernd ſo ſtandesgemäß wie im Hanſaviertel. Roſen die ſchwere Menge; die ganze Bude bis ans Dach mit Weinlaub gepußt; und die Lindenblätthe wäre ſelbſt Dir angenehm ins Peernäschen geſtiegen. Wenn man nichts Anderes zu ſehen brauchte als die grünen Blätter, ließe ſichs bis tief in den Oktober hinein auf der Pommernerde wahrhaftig ertragen.

In dieſem feierlichen Augenblick grient in Berlin N. W. Einer, wackelt ironiſch mit dem linken Ohr und denkt: Aha, jetzt kommt der Uebergang! Kommt auch. Meint etwa, der Adler ſei Dir geſchenkt? Ja, wenns kein preußiſcher ſchwarzer wäre! Zunächst alſo: Euer Hochgeboren ſind einfach wortbrüchig. Bitte! Beim letzten Frühstück (ſämmtliche Hutſchachteln und Zahnbürſten waren ſchon auf dem Bahnhof) gelobteſt Du, bei Fürſt Pückler und Ahala, Deinen heiligſten Gütern, mich auf dem Tauſenden zu halten. Nie wieder ſolle die vereinsamte Pommernin künftig in Unwiſſenheit ſchwachen; Mahnbriefe nicht mehr nöthig; ausführlichſte Information aus den Saisonquellen zugeſichert. Das war im Mai. Seitdem ein Kärtchen und anderthalb Zeilen unter Pottens Geburtstagsepiſtel gekriegt. Unter Geſchwiſtern nimmt mans nicht ſo genau? Kommt auf den Jahrgang an, my dear. Ein paar Kleinigkeiten ſind ja paſſirt, ſeit ich den rothbraunen Handschuh in meiner Rechten fühlte. Nichts. Dabei „tagt“ Ihr. Tagt unerhörter Weiße Tage lang. Weiße alſo Alles und noch Etlliches. Denn mir wirſt Du nicht erzählen, daß dieſe Tagerei nicht benuyt wird, um den Klatsch aus allen Spinnenwinkeln zu lehren. Tradition, Euer

Liebden. Doch wozu wimmere ich? Das Herz des Befestigten ist von Spiegel-faloucis und Gewissen in der Garderobe abgegeben. Rückkehr zur alten Methode des Fragebogens. Vielleicht erbarmt der Ungerechte sich einer armen Seele.

Mein in zerrütteter Ehe schwer erkranktes Selbstgefühl braucht Stützen. Deshalb die ergebenste Erinnerung, daß ich mit den Russen Recht behalten habe. Oder bist noch bereit, auf Kuropatkin zu setzen? Ich passe. So trostlos hatte selbst ichs nicht erwartet. Die lieben Nachbarn sind ja ziemlich fertig. Nicht den kleinsten Erfolg; zu Wasser und zu Land Hiebe, daß es nur so raucht. Der Junge (der wieder gut auf den Weinen ist und erträgliche Winterschulden hat) schreibt, auch in der Armee sei Alles starr. „Führung unterm Luder.“ Als ob die Gesellschaft seit dem Türkenkrieg geschlafen und nichts zugelehrt hätte. Mich betrübts nicht; au controlour. Je mehr Wische die Leute kriegen, um so besser für uns. In Europa bis auf sehr viel Weiteres mattgesetzt (die Franzosen haben von der berühmten Alliance auch schon die Nase voll, wie ich höre) und wir könnten wieder die tête nehmen. Einfach ein Bomben-glück. Wenn auch Dein Schwager, der Abgeklärte, sagt, noch sei nicht aller Tage Abend. Der überhaupt! Hält das Japanische für besseren Humbug und langweilt mich mit den „Kulturinteressen der weißen Rasse“. Gebildet bis in die Puppen und sanftmüthig, daß es 'nen Hund jammern könnte. Mit der Philosophenmiene scheint er mir manchmal noch schwerer verdaulich als früher im brandrothen Anstrich. Giebt nun wenigstens aber nicht mehr öffentliches Aergerniß. In der Noth frißt der Teufel Fliegen (wie unanständig ein vieux marchour in Berlin das Sprichwort ins Französische übericte, habe ich natürlich längst vergessen): und so haben wir seit ein paar Wochen wieder zu politisiren angefangen. Wie einst im Mai. Dumm ist er ja (für einen Mann) nicht; nur bodenlos eigensinnig und mit Scheuklappen vor dem Gebieterauge. Immer ewige Geseze (oder Rothspohn) auf der Zunge. Weiß auch nicht, was vorgeht, wills gar nicht wissen; sei doch nur Quark und morgen schon ungenießbar. Enfin, nicht mein Genre. Die verhöhnte Boruffin kann ohne Hoffnung nun mal nicht athmen. Hurra Kuroki und Togo! Gott verläßt keinen Deutschen. So denkt offenbar auch S. M. Deshalb in Hamburg: „Ich sehe mit absoluter Ruhe und Vertrauen in die Zukunft.“

Kaum aber freute ich mich ein Bißchen über den Satz: da quengelte der Unjägliche schon wieder. „Warum denn? Nach der Mittelmeerfahrt sollte der Horizont ja sehr bedrohlich aussehen und seitdem haben wir doch kaum Seide gesponnen.“ Eigentlich nicht falsch; nur gräulich, daß es gesagt wird. Mir war die Suppe verfälscht. Was der hamburger Bürgermeister geredet hatte,

ging mir gleich gegen den Strich; denn im Paradies leben wir noch nicht. Nun war ich auch von S. W. nicht mehr entzückt. Von der „Solidarität der Kulturländer“ würde ich erst was halten, wenn sie uns anständige Zollverträge einbrächte. Da sitzen die Musikanten. Solidarität! Die anderthalb Millionäre, die mit ihren Kämnchen nach Kiel kommen und bunte Lappen raushängen, machen den Kohl nicht fett. Von der ganzen Gondelei haben wir gar nichts. Wir! Als Kaste (wie der gelehrte Bruder zu sagen pflegt) scheinen wir ja kaum noch zu existiren. Vom Hof sacht weggeweht. In all dem Trara der letzten Wochen kein einziger von unseren alten Namen. Natürlich. Unseries kann sich Automobile und Rennwägen nicht leisten; muß froh sein, wenns während der Lieutenanzzeit zum Zuschustern für den Zungen halbwegs reicht. Vallin, Friedländer, Levin: so heißen jetzt die Granden von Preußen. Ein Kreuz, daß mans miterlebt. Auf zehn Amerikaner und Engländer, die mit S. W. reden dürfen, kommt no. h nicht ein Deutscher. Hundert Leute aus alten Geschlechtern, die so und so oft den Kadaver für die Hohenzollern riskirt haben, sehnen sich nach der Gelegenheit, zu ihrem König zu sprechen, und sterben, ohne es zu erreichen. Theesrigen aber, Fleischvergifter, Zeitgenossen, die nur auf ihren dicken Geldsack klopfen können, werden, wenn sie übers Wasser gefegelt sind, wie Majestäten geehrt. Der Kronprinz und Prinz Heinrich an den Landungsteg beordert, um zwei amerikanische Spekulantinnen zu erwarten! Der Wagen drehte sich mir um, als ichs las. Vor zwanzig Jahren wäre die Sorte selig gewesen, wenn sie bei einem Massenempfang in den Weißen Saal gekommen wäre; jetzt verkehrt sie mit den Allerhöchsten wie Potentaten. Und dieser Luxus! War nie fürs Knäufeln; aber was man aus Homburg und Kiel hört, geht übers Bohnenlied. Eine Rennplatztribüne für hunderttausend Mark. Auf dem Kahn Hängende Gärten der Kleopatra (oder wie das Frauenzimmer hieß). Jeden Tag Illumination, Salutsschüsse, Feuerwerk et le reste. Wo ist unser Preußen geblieben? Ein Wunder ist's ja nicht. Vanderbilt, Cipton, Friedländer und ähnliches Corps habens dazu. Wir könnten ihnen aber, weiß Gott, mit anderen Dingen imponiren. Auf ihren Mammon hujie ich. Unbegreiflich, daß sich oben Keiner fragt, wie die Berichte über all die Pracht im Land wirken müssen. Wo man oft selbst in sogenannten Herrenhäusern nicht sicher ist, ob man den nächsten Hypothekenzins zusammentragen kann. Sollten herkommen und sehen, wie die Bauern über den Zeitungen sitzen. Irgend ein rothes Blättchen wird jetzt überall eingeschmuggelt; und dann gehts auf ihre Weise los. Je m'efface, um nichts zu hören. Früher hätte ich ihnen mit dem Kleinspahn heimgeschickt und mein Mundwerk spazirengeführt, bis sie in

die engsten Manselöcher gekrochen wären. Nach und nach verlernt mans. Zu streng gewöhnt, ehrlich zu sein; was ja am Längsten wahren soll. Gesegnete Mahlzeit. Wenn heutzutage so'n verständiger Weiskopf mir seinen Standpunkt klarmacht, ganz gemächlich, ohne Uebertreibungen (Du kennst die Art unserer ruhigen Leute), dann weiß ich wahrhaftig nicht, mit was für Gründen ich ihn widerlegen soll. Da ist die Geschichte mit Cabinen. Trotz Ansage wurde den Mitgliedern der Deutschen Landwirthschaft-Gesellschaft, die extra von der Wanderausstellung aus Danzig kamen, der kaiserliche Gutshof nicht gezeigt. Keine Kage kümmerte sich um sie. Saßen eine Stunde im Wirthshaus, warteten vergebens auf etwas Beamtetes, schnüffelten dahin und dorthin und mußten schließlich wie die Lohgerber abziehen. Selbst bei Polaken findet die D. L. G. offene Thüren, Butterbrot und einfaches Bier. Und gerade wegen Cabinen hatten sie sich auf die Strümpfe gemacht. So was bringt Wasser auf die Mühle; Heer ziehen Vergleiche mit der Behandlung der Ausländer und sagen natürlich nicht, daß S. M. für die Manieren seiner Gutsleute nicht verantwortlich ist. Und Alles kommt brühwarm in die Zeitung. „Der Bauer gilt eben gar nichts mehr“, heißt dann. Antworte mal was Gescheites!

Nach und nach wird Einem Alles verkehrt. Die vielen schönen Kirchen hatten mich beinahe mit Eurem rothen Berlin versöhnt; trotzdem man in Theatern und Restaurants nur Juden sieht, muß doch in dem Volk noch viel evangelische Opferwilligkeit stecken, da hte ich. Jetzt haben wir die Bescherung. Selbst unser alter Zieseniß, Nachtmüge mit Eichenlaub, hat gestern auf der Kanzel sanfte Anspielungen gewagt. Wurmstichige Kunden geben das Baugeld (oft finds nicht mal Christen oder noch nicht lange!) und kriegen dafür Titel, Krone, Piepmay. Ueber die Gutschnur. Der Mirbach mir einfach schleierhaft. Als ob unser Herr Jesus von den Wechslern Zins gefordert hätte, statt sie aus dem Tempel zu jagen! Lieber in Scheunen predigen als in Palästen, die man nach dem Richtfest erst desinfiziren muß. Erhalte Du mal dem Volk, das solche Sachen liest, die Religion! Die doch in die Binsen geht, wenn sie nicht blickblank unter Glas bewahrt wird, so daß der leibhaftige Satana kein Stäubchen dran zu finden vermag. Das rührt Euch Gottlose nicht; weiß schon. Kind, sagt der Mann Deiner Gattenwahl, Kind (womit nedisch Deine Ergebenste gemeint ist): wer soll denn die Kirchen bauen, wenns die leise Angefaulken nicht thun? Die sind, weil sie das Stoßgebet ganz besonders nöthig haben, die Nächsten dazu. Meinen Blick hättest Du sehen sollen. Als dann die Affaire mit dem mosaïschen Schmuck für die Gedächtniskirche (Geschenk zur Silbernen Hochzeit) kam, fuhr selbst der Philosoph aus der Jacke. „Wenns

in Preußen noch den Landrath vom alten Schlag gäbe, bekäme die Hofcharge eine Antwort, daß ihr die Augen übergingen.“ Wieder mal drauf und dran, den Major auszuführen und der Landeskirche den werthen Rücken zu kehren. Hat einen Jungen, der bis zum zweiten Stern noch lange laufen muß, und nennt sich abgeklärt. Mir gefiels quand même. Weil Beweis, daß selbst in diesem Unmöglichen noch nicht alles Standesgefühl vor die Hunde ist. Oberhoffippchaft war nie mein Fall; daß sie aber für die Silberhochzeit unseres Königs im Aktienland herumbettelt, ist doch so ziemlich das Aeußerste.

Und Keiner wagt ein Töndchen. Das Fressen wird wieder den Feinden von Thron und Altar überlassen. Möchte wirklich wissen, wozu Ihr da seid. Interpelliren, daß Bälow vor Schreck das Lächeln vergeht. Gar kein Pflichtgefühl mehr in den Knochen, Donnerwetter? (Pardon.) Der Rejower und andere Altmodische aus Hinterpommern hätten solche Billen nicht geschluckt. Ausgestorben. Ihr sitzt bei feudalem Nojel, schimpft Euch unter Hochgeborenen aus und laßt die Karre gehen. Ruhe im Glied. Hätte Bismarck sich den Dienst auch so bequem gemacht, dann stünde heute nicht Nachob im Kalender.

Reiter Dank für das Graujammene mit norwegischer Handstickerei, denkst Du und schüttelst das ungeru greisende Haupt. Weißt aber, wie ichs meine; und merkst mit gewohnter Schläue, daß eine geistig verwitwete Landmatrone sich am Liebsten bei Dir ausheulen möchte. Muß denn Alles so elend ruiniert werden? Man ist doch unterm wechselnden Mond alt geworden, hats auch früher nicht immer lustig gefunden und oft genug die werthen Zähne (damals noch ohne Porzellan und Gold) zusammengebissen. Jetzt gehts aber im Courierzug bergab. Wenn ichs schon sage! Von Dir wegen ruchlosen Optimismus verschrien. Daß die Meranertrauben dieses Jahr wieder angefetzt haben und ein Pfirsicham Haus schon röthliche Bäckchen kriegt, ist genug, um mir für drei Tage gute Laune zu schaffen. Wo aber ist im Politischen (das nun meine Puschel ist und bis ins kühle Grab bleiben wird) auch nur ein Rosapünktchen, an dem man sich ehrlich freuen könnte? Dir macht wenigstens das stille Opponiren und halbblaute Raisonniren Spaß. Mir? Kreuzungsglücklich, wenn ich für Staatliches nicht hell begeistert sein kann; und gar kein Talent, Trübsal zu blasen. Unheilbarer Fall. Für Eduard mit der Bügelsalte schwärmen und jauchzen, weil er dem Nachtklub die Ehre seiner Mitgliedschaft erweist? Danke gehorsamst. Et oh, wenn die Gondolei endlich vorüber ist. Die vielen gestickten Uniformen, die nach zwei Regenstunden nicht mehr zu tragen sind, waren mir eigentlich das Wichtigste dabei; eine Soldatenmama weiß, was die Erste Garnitur kostet. In Kiel müssen Unsummen ver-

regnet sein. Dagegen ist wenig zu woffen. Als ich aber las, wie unsere Minister mit Herrn Ballin (Abraham?) schäkern und Niggerstimmen imitiren, richtige Staatsminister, — da, Erbherr, wurde mir schwach auf der Brust.

Quatsch mit Himbeerfauce. Ich werde die Welt nicht ändern und die alte Preußenherrlichkeit nicht aus der Erde stampfen. Hast mirs hundermal eingetrommelt. Nichts zu machen. C'est plus fort que moi. Bin aber schon still. Und bist durch Dein Schweigen mitschuldig, daß mein trues Herze versauert. Ohne einen Schimmer. Warum Wichnowsky sich nun doch verlobt hat, woher der bössartige Klatsch mit Zeppelins kam und ob wirklich wieder mit England geflirtet wird: keine Ahnung. Nicht mal, wie die Sommerkleider in diesem Jahr aussehen. Ob Lotte das niederträchtige Reissen los ist und wann ich Eure Betten beziehen darf. Oder ist Pommern kein Klima für so vornehme Leute? Das fehlte noch. Wenn Ihr nicht bis spätestens zum Nikolsburgtag antretest, schicke ich Dir meinen schwesternlichen Fluch mit bezahltem Eilboten; und Sorge dafür, daß der Mann mit der rothen Tasche Dich um vier Uhr früh aus den Federn klingelt. Vorher aber gefälligst einen anständigen Brief mit doppeltem Porto. Dazu wirds noch reichen.

Auf den Feldern siehts bis jetzt passabel aus. Wenn uns nur die Sieben Schläfer keinen Strich durch die Rechnung machen! Ohne Julisonne gehts nicht; auch nicht auf dem Acker, mignon. Mein gläubiges Gemüth ist schon mit ein paar abgelegten Strahlen zufrieden. Küsse die viel bessere Hälfte in meinem Namen; und denke in Saus und Braus eine Viertelminute lang an eine Verwaiste, die den alten Räuber immer noch Bruder nennt.

Nina.

Berlin, vierzig Jahre nach Aßen.

Mylady und strengste der Frauen!

Also die Sache ist abgemacht. Der ganz ergebenst Unterfertigte ist als Privatmann ein wortbrüchiger Schurke und eisgrauer Wüßling, als politisches Thier eine Memme. Der Schwester ein Nagel zum Sarg, dem König ein treuloßer Vasall. Hausfleiß unterm Luder (um Deinen von der Militärkultur schon recht weit besodeten Knaben zu citiren), Charakter kaum ziemlich genügend. Danke für milde Censur. Immer nützlich, wenn mans mal lieft. Bertheidigung hätte keinen Zweck. „Ist gerichtet.“ Wie in unserem gemeinsamen Faust; fehlt nur der Sopran: „Ist gerettet!“ Macht nichts. Fegefeuer ist auch eine schöne Gegend. Mildernde Umstände wären ja aufzutreiben; mindestens ein Dugend: Lottens Krankheit (vorgestern zum ersten Mal an

die Luft; die Beine wollen noch nicht), meine leidigen Quartalsgeschäfte, bis vor acht Tagen Mangel an jeglichem Stoff, seitdem, Königin, die Angst, muthwillig der alten Wunde unnenubar schmerzliches Gefühl zu wecken; etc. pp. Doch wozu appelliren? Die rechtskräftige Sentenz liegt ja schon auf dem Schreibtisch des Verurtheilten. Aus: Nur wars ein Bisshen perfid (halten zu Gnaden!), daß ihm nicht bis nach Peter und Paulkurze Galgenfrist bewilligt wurde. Das in den weitesten Kreisen berühmte Gedächtniß der großen Patriotin bewahrt sicherlich die Erinnerung, daß ihr unwürdigster Knecht noch jeden Alsentag eine Epistel losgelassen hat; seit wir Zwei (Niemand hörts) als schon recht erwachsene Zeitgenossen für Herwarth von Bittenfeld schwärmten und zu ahnen ansingen, daß der Herr von Bismarck, den der Kladderadatsch jede Woche beim Wickel hatte, am Ende doch keine ganz komische Figur sei. Dieses Deputat war heute fällig und wäre auch ohne Kumperei vor Sonnenuntergang gratis und franko befördert worden. Thut nichts: der Jude wird verbrannt. Was abermals Citat ist und nicht etwa die Absicht andeuten soll, auf meine alten Tage mich noch den peinlichen Ceremonien zu unterziehen, die der Uebertritt ins Mosaische fordern würde. Item, mein Fett habe ich weg; und bei Licht besehen, hat auch dieses Malheur seine gute Seite. Der unrettbar Gerichtete weiß jetzt wenigstens, was von ihm erwartet wird. De omni re scibili et quibusdam aliis (Latein hat der Deine am Schnürchen). Da muß also gepfiffen sein. Stimmung nach dem Raufreiß freilich recht heiser.

Um zu räumen, erledige zunächst die Kleinigkeiten. Sommertoiletten: viel Feinen mit Spigeneinsägen; nichts Besonderes. Madame Mode ist der Athem ausgegangen. Daß auch Hintergründe fürstlicher Verlobungen und reichsständischer Klatsch zu meinem Ressort gehören, ist eigentlich hart. Sichonowsky kenne ich kaum. Daß er, als Durchlaucht, seinen Namen vererben will, schließlich nicht auffallend. Und wird er dadurch von Bülow losgeeißt, so ist, trotzdem achtbar kultivirt, wegen der Centrumsbeziehungen kein nationales Unglück. Bis jetzt war er hic et ubique um den Kanzler; noch unvermeidlicher als der selige Rottenburg in der Kürassierzeit. Die meher Angelegenheit unter unserem Niveau. Eine Frau, die sehr schön war, sich pariserisch kleidet und im selben Stil konversirt, ein Mann, der ungewöhnlich rasch Karriere macht, viele Vordermänner überspringt und bei S. M. in hoher Gunst sitzt: solcher Sachen nehmen die bösen Mäuler sich mit Vorliebe an. Auch in unseren tugendfamen Kreisen. Obendrein hatte Zeppelin (der Chlodwigs Kabinettschef war und fabelhaft schnell Bezirkspräsident wurde) eine bürgerliche Mutter und die Intimste der Gräfin, Excellenz Stoeger, née Carré, hat im Baden ihres Vaters

mitverkauft und beunruhigt die altdeutschen Philister durch einen Tituskopf. Kolossal, nicht? Zu Euch ist der Matsch wohl aus dem Matin gekommen, den man höchst überflüssiger Weise konfisziiren ließ und den nun natürlich stets irgend ein Getreuster in der Brusttasche hat. Das Uebliche. Das noch ohnmächtiger geblieben wäre, wenn mans ohne Nervosität hingenommen und nicht erst Polizei und Gerichte bemüht hätte. Von einem Standesherrn gräßlich gezeigten Lebensalters ist's alles Mögliche, daß er sich zu solchem Thema vernehmen läßt. Doch was thut man nicht, um eine Schwester dieses Kalibers zu versöhnen? Längerer Aufenthalt bei den an die Privatadresse des Todsünders gesandten Zuckersüßigkeiten ist danach aber hoffentlich nicht mehr nöthig. Daß ich ein Lasterleben führe, entweder hinter der nobelsten Flasche oder (Du meine Güte!) beim tausendundritten Liebchen sitze, außer der Herrenhäuslerei auf der weiten Welt nichts zu thun habe und sämtliche Pflichten gegen König und Vaterland schönöde vernachlässige: Standard scherze, ma mie, die einem weniger Verliebten den Wunsch nach baldigem Repertoirewechsel aufdrängen könnten. Mir nicht. Bin in Ehren dabei kahl geworden und halte still bis zum letzten Wanf. Eine Bitte nur in aller Bescheidenheit: endlich einen neuen Kandidaten für das Amt des Bayard zu suchen, der die berühmte kressiner Wahrheit (cuvée spéciale) vor den Thron trägt. Ehe ich diese traurige Mitterschaft übernehme, will ich an Ziefeniffens Stelle Cure Dorffjugend pastorisiren. Wenn ich dann herausgeworfen werde, bleibts wenigstens in der Familie und nur ein Hofhahn kräht danach.

Im Uebrigen sind wir, was das Allgemeine betrifft (das Wort Politik paßt nicht recht), im Grunde ja alle Drei einig; höchstens Temperamentsunterschiede. Seit langen Wochen wieder kein Tag ohne Festberichte. Uns zu ertragen, muß man offenbar andere Nerven haben. Und Alles mit einem Ernst, einer Feierlichkeit, einem Aufgebot staatlicher Macht- und Geldmittel, als hinge von dem Gelingen die Zukunft der Nation ab. In Homburg Tausende von Soldaten, Gendarmen, Schutzeuten mobil gemacht. Wenn der Berliner fragt, was drüben „los war“, muß man antworten, daß der Besizer der uns gehässigsten Zeitung, um für sein Weltblatt Reklame zu machen, einen Rennpreis ausgesetzt hat, den die Automobilfabrikanten einander jedes Jahr abzuknüpfen versuchen und über den diesmal, auf Wunsch des Kaisers, bei der Saalburg entschieden wurde. Ich schlafe nur selten mit der Verfassung unterm Kopfkissen; finde aber beim löblichsten Willen keinen Reim darauf, daß für diesen Geschäftsport unsere Beamten (zwei Excellenzen fuhren die Strecke ab) und unser Militär in Bewegung gesetzt wurden. Piffikaffe von der Schusterkugel wissens freilich besser. Hohe Politik, Schwadroniren sie; daß wieder ein Franzose

den Preis geholt hat, ist, trotz deutscher Schlappe, gerade gut: denn nun ist das nächste Rennen in Frankreich, S. M. ist Mitglied des Automobilklubs geworden und muß, nach dem herzlichen Telegramm an Voubet und den übrigen Artigkeiten, eingeladen werden. Damit wäre das Eis dann gebrochen und die Verständigung möglich, die Bismarck nicht fertig brachte. So reden Leute, die ernst genommen sein wollen; so weit sind wir nun. Für diese Reise nach Frankreich, die ein unabsehbares Experiment wäre (und für die, wie mir im pariser Kriegsministerium gesagt wurde, kein gewissenhafter Mensch die Verantwortung auf sich nehmen könnte), wird ja schon lange gearbeitet. Mit dem Automobil wird's wohl auch nicht gelingen; lieber wird Herr Bennett die Preiskämpfe abbrechen und eine neue Reklame ausdenken. Möglich aber, daß Radolin die Hauptaufgabe der Winteraison darin sieht, dieser Staatsaktion den Weg zu bereiten. Warum nicht, wenn ein Bürgermeister, den die klugen Medner der größten Hansestadt für einen Rhetor und Denker halten, in aller Gemüthsruhe und vor ernühen Gesichtern sagen kann, die Kieler Woche sei für das moderne Deutschland, was für die Griechen die korinthischen Spiele waren? Höher geht's nicht mehr. In Hellas ein allen Muses geweihtes Volksfest, der große poetische Eindruck im Leben der Massen, bei uns ein Millionärssport, zu dem nicht einmal die der Wasserkanne ferne Bourgeoisie (vom Volk erst gar nicht zu reden) irgend ein Verhältniß hat noch haben kann.

Wenn ich Eugenius Richter wäre, würde ich mich, als Tribun und Budgetbeschauer, mit beiden Beinen in diese Ecke knien. Die Kieler Woche ist, trotz Mönckeberg und Korinth, die privateste Angelegenheit von der Welt. Ganz mit der besten Borussin einverstanden: farcimentum (Adolf schlägt nach), ob ein paar steinreiche Ausländer an der Föhrde ihre Flaggen zeigen; die Völker im Allgemeinen und die Deutschen im Besonderen haben damit nichts zu thun. Besuch des Onkels aus England: va bene. Muß empfangen werden, wie sich gebührt. Stelle anheim, ob dazu solche Anhäufung von Kriegsschiffen unerlässlich, ob nöthig, die Leibcompagnie aus Potsdam nach Holtzenau kommen zu lassen (wo schon Husaren an der Schleufe verregnen) und Tage lang, nur weil die neuen Grenadiermützen dekorativ wirken, der ohnehin für heutige Ausbildungsbedürfnisse zu kurzen Dienstzeit zu entziehen. Schloßkrüppel und bezopfte Leibgendarmarie unterm Kommando der alten Scholle hätten's am Ende auch gethan. Doch Bestimmung des Kriegsherrn; also nicht dran zu tippen. Als ich aber die Berichte las (woraus später vielleicht noch Einiges), fiel mir der geriffene Vi-Hung-Tschang ein, der immer nur fragte: Was kostet's? Und: Wer bezahlt's? (Einerlei, ob sich um die Rheinbrücke oder die

Grust des alten Krupp handelt. Ja: was kostets und wer bezahlt? In den Zeitungen dunkel wie eine volle Tintenflasche. Da sind, zum Beispiel, zwei Luxusdampfer aus dem Geschwader des (von seinen Schmeichlern heimlich Hofozcanjude genannten) Herrn Ballin. Die liegen in der besten Reisezeit zehn, zwölf Tage in Kiel fest, herbergen, speisen und tranken höchst üppig Minister, Generale, Regattagäste und Journalisten. Muß einen Riesenhaufen Geld kosten. Zahlt die Schatulle, dann mache ich ehrerbietig die Sprechklappe zu. In der Presse wird aber stets von „der Regierung“ geredet, der die Hamburg-Amerika-Linie die Dampfer „zur Verfügung gestellt“ habe. Nun hat „die Regierung“ (im Reich giebt's bekanntlich gar keine und Bismarck konnte das Wort deshalb nicht hören) mit dem von feu Krupp subventionirten Kaiserlichen Yachtklub und dessen Festen erstens nicht das Allergeringste zu thun, darf weder Zeit noch Geld dafür haben. Und zweitens schmeckt die „Verfügung“ recht fatal nach Raffauerei; die doch wohl hierbei wenigstens ausgeschlossen ist. Unsere Exzellenzen können sich nicht eine Woche auf Kosten ballinischer Aktionäre amüsiren; auch die fremden Gäste würden dafür danken. Sind die Röhne aber gemiehet (was, wenn nicht unstatthafter Vorzugspreis, verdammt theuer wäre), dann weiß ich wieder nicht, warum Lord Ballin an Bord den Hausherrn und bon prince spielt und der Tafel präsidirt. Und so weiter. Stehst Du mit Eugen gut? Der sollte sich der Sache annehmen. Meinetswegen auch Genosse Bebel. Den die Schwarzweiße aber nicht riechen kann.

Aus dem „Meer von Druckerschwärze“, das jetzt nicht mehr so unbeliebt ist wie anno 90, habe ich noch zwei Perlen gesucht. „Auf dem Oberdeck der ‚Hohenzollern‘, das in einen scenhaften Wintergarten verwandelt wurde, ist ein Springbrunnen angelegt worden. Wundervoll ist namentlich auch der Rauchsalon decorirt. Er stellt eine Grotte dar, die blaue Glühlichter magisch beleuchten; ein Wasserfall ergießt darin seine Kaskaden und speist einen farbig beleuchteten Springbrunnen.“ Ist's nun einer oder finds zwei? Dein Unseliger wird vielleicht in die Grube fahren, ohne Gewißheit zu haben. Zweifelt aber nicht an der Richtigkeit der Behauptung, daß Ähnliches noch nirgends gesehen ward. Auch auf unseren großen Kriegsschiffen ist's hoch hergegangen. „Vorberbäume in Kübeln, prächtige Blumendekoration, zwischen Geschützen laufschige Nischen eingebettet, mächtige Buffetts errichtet; als Andenken erhielten die Damen kleine, mit Blumensträußen verzierte Nachbildungen von Detungsgürteln.“ Also geschehen auf S. M. S. „Mars“; noch vor Eduards Ankunft: „Bordfest für die Regattagäste.“ Nicht das einzige. Centrum censeo: Was kostets und wer bezahlt? Sehr militärisch finde ich die ganze Sache nicht;

auch nicht, daß täglich geböllert und mit abertausend Glühlampen illuminirt wurde. Aber ich vergesse darüber die zweite Perle. „Der hier eingetroffene Chef des Preßbureaus ist unermüdblich bestrebt, den Berichterstattern ihre Aufgabe zu erleichtern. Die Presse wird in diesen Festtagen mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit behandelt. Der Reichskanzler hat selbst Verfügungen nach dieser Richtung getroffen.“ Weltgeschichte, liebes Herzchen. Deren geheimnißvolles Weben ich noch andächtiger genießen würde, wenn ich sicher wäre, ob die Preßleute Gäste des Monarchen, der mythischen „Regierung“ oder der Balllinie waren. Ein Trost, daß man zwischen den Zeilen liest, wie gut ihnen Essen und Trinken geschmeckt hat. Keine Silbe, die auch nur an Kritik grenzt. Alles herrlich, feenhaft, überwältigend. „Das kommt vom Sekt, der macht so heiter . . .“ Denkst noch daran? Schlagst einem alten Mann das Opernglas aus der Hand und meinstest, er habe die knapp bekleidete Donna nun lange genug bräugt. Doch Spaß bei Seite: so leben wir. In Kiel werden ein paar Becher ausgegelt: und die ganze berliner Reichs- und Staatsmaschine steht still. Vom Militärkabinet bis runter ins Preßbureau rennt Alles, was Beine hat, hin; Kanzler, Minister, Staatssekretäre voran. Wegen His Majesty? Eduard hat ja sofort gesagt, er sei selbst nur als Sportgast gekommen.

Vor fürchterlichen Aktionen braucht die treue Seele nicht zu zittern. Die Zauberer der Wilhelmstraße thaten zwar etliche Wochen, als arbeiteten sie sich das Fleisch von den geschmeidigen Knochen; scheint aber nichts herausgekommen als ein Pappenspielchen: gleiches Recht für Franzosen und Deutsche in Egypten. Seriös ist anders. Mich hätte auch ein richtiger Vertrag mit allen Chicanen nicht aus der Kruste gebracht. Wie viele geheime und geheimste Verträge haben wir schon mit England! Diesmal wurde jedenfalls nicht für, sondern gegen einen Vertrag demonstriert; den franko-britischen. Ulligernste Sache, wenn auch nicht für heute und morgen; neben dem Japanerkrieg seit 70 wohl das Wichtigste (und vielleicht noch wichtiger als dieser Krieg, der, wenn Mikoi Farbe hält, noch immer anders kommen kann). Das hatte verschmupft. Jetzt wieder glorious summer. Doch König Edward ist nicht von gestern; wahr! vorsichtig den Abstand. „Das Interesse für den Segelsport zog mich hierher.“ Friedensversicherungen die schwere Menge; aber kein Bedürfnis, Flottenmanöver zu sehen, die in Paris verstimmen könnten. Was ja nicht hindert, daß „die mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit behandelte Presse“ der Gutgesinnten Parademarsch schlägt. Homburg hat uns mit den Franzosen verjöhnt, Kiel das alte Gefühl der Stammverwandschaft und Waffenbrüderschaft mit England erneut. Bis der König von Spanien eintrifft, langts.

Dann con brio von vorn. Wie oft wir solche Verbrüderungen mit allem Brimborium und ohne irgend einen dauerhaften Nutzen in den letzten Jahren erlebt haben: daran denken nur die Ausrangirten unseres Schlages.

Und auf uns kommts nicht an. Der Patriotin paßt das Ewig-Ausländische nicht; gleich zwei Mr. und eine Mrs. Vanderbilt, Goelet, Thee-Vip-ton, Schweine-Armour & Co. Auch nicht gerade entzückt davon; sehr contre coeur, als die exklusiv angelsächsische Visite der Nachtgäste kam, die mit S. W. das erste Rennen machten. Hast ja selbst aber den Grund gefunden. Unser-eins kann nicht mit. Ein Kahn, der da nicht ausgelacht werden soll, geht dick in die Hunderttausende. Und amüsant sind die Leute; haben mehr gesehen als die Meisten von uns, jammern nicht über Nothstände, Monarchismus un-seres Stils hat noch den holden Reiz der Neuheit für sie und in der Atmosphäre der Milliarden lebt sichs ganz behaglich. Daß wir dadurch noch tiefer ins Hinter-treffen gerathen, versteht sich am Rande. Wirthschaft, Horatio. Seit Jahren gepredigt. Ohne Moneten gehen die ältesten Privilegien in die Kartoffelkräuter. Glanz wird nun mal verlangt; in Preußen kam man freilich mit dem Waffen-rock aus. Und wir, mit anderthalb silbernen Tellern, dünnen Armbändchen, Filiputbrillanten, die keine bessere Figurantin mehr nimmt, und Veluchesofas, können keinen Glanz prästiren. Also nouvelles couches, die selig sind, den alten Hofusvofus in drei Tagen lernen und über sechs Weltmeere klettern, weil sie auf dem Erdball nirgends so behandelt werden wie an dem lange als reaktio-när verschrienen Hof der Hohenzollern. Thu Geld in Deinen Beutel oder laß alle Hoffnung fahren. Ist mal so. Auch Mirbach (den ich einfach famos finde) ginge mit dem Klingelbeutel lieber auf die Majoratsitze als zu den Kindern Is-raels; wenn nur was zu holen wäre. Uebrigens nicht vereinzelt. Eine Etage höher auch schon in Mode. Hoheiten quittiren mit Einladungen über Wohl-thätigkeitsthecks. Nicht beneidenswerth. Und das Kapitel von den Titeln und Orden will ich, nourri dans le serail, nicht erst aufschlagen; schon Dein Schiller: wie man Präsident wird. Nur darum nicht gleich Weltuntergänge prophezeien. Migrainen hat man; und selbst in lichten Momenten die Ueber-zeugung, auf die Art sei Politil noch nie gemacht worden. Und dann? Wie Du siehst, gehts ja, Herzliebchen mein unterm Regendach.

Hast zwei Kinder, gesund und gutartig. Eine große Sache, Pallas Athene! Millionenmal wichtiger als der ganze Eintagskram, der als Politik oder gar Weltgeschichte stolzirt. Mutter sein, Kleine! Kommst allmählich in die Jahre. Auch Adolf ist anständiger Lebensinhalt. Und ich? Zwar der beste Bruder auch nicht, aber mit Schrumpelhaut und Haarresten ewig Dein

Morig.

Der russisch-japanische Krieg.*)

Wieder Krieg. Wieder unnütze, grundlose Feinden, wieder Lüge, wieder eine allgemeine Betäubung, Verthierung der Menschen. Menschen, die Zehntausende von Meilen von einander entfernt wohnen, Hunderttausende solcher Menschen, die Einen Buddhisten, deren Lehre nicht nur das Töten von Menschen, sondern auch von Thieren verbietet, die Anderen Christen, die die Lehre der Brüderlichkeit und der Liebe bekennen, suchen einander zu Land und zu Wasser, wollen einander, wilden Thieren gleich, verwunden, auf die grausamste Weise töten, zu Tode quälen.

Was ist Das? Geschieht es im Traum oder im Wachen? Etwas, das nicht sein darf, nicht sein kann, geschieht: man möchte glauben, es sei ein Traum, — und möchte erwachen. Doch nein: es ist kein Traum; es ist entsetzliche Wirklichkeit.

Man könnte noch begreifen, daß ein Japaner, der von seinem heimischen Boden losgerissen ist, arm, ungelehrt, betrogen, dem man beigebracht hat, daß der Buddhismus nicht in dem Mitleid mit allem Lebenden besteht, sondern in Opfern, die Idolen gebracht werden, oder ein armsüßiger Bauernknecht aus der Gegend von Tula, der nicht lesen noch schreiben kann und dem man beigebracht hat, daß das Christenthum in der Verehrung Christi und der Mutter Gottes, der Heiligen und der Heiligen Bilder besteht, — man könnte begreifen, daß solche unglückliche Menschen, die durch Jahrhunderte alte Gewalt und Betrug dazu gebracht sind, das furchtbarste Verbrechen, das es auf der Welt giebt — den Mord von Brüdern —, für eine heilige That zu halten, so schreckliche Dinge vollbringen können, ohne sich schuldig zu fühlen. Wie aber können die sogenannten Gebildeten den Krieg predigen, ihn fördern, mitkämpfen oder, noch schlimmer, ohne selbst sich den Gefahren des Krieges anzusehen, zu ihm anstacheln, ihre unglücklichen, betrogenen Brüder auf das Schlachtfeld schicken? Ist es denn möglich, daß diese sogenannten Gebildeten, ganz abgesehen von der christlichen Lehre, wenn sie sich zu ihr bekennen, Alles vergessen, was über die Grausamkeit, Entbehrlichkeit, Sinnlosigkeit des Krieges geschrieben worden ist und geschrieben wird, gesprochen worden ist und gesprochen wird? Sie nennen sich ja darum eben Gebildete, weil sie all Das wissen. Die Meisten von ihnen haben selbst über diese Dinge geschrieben und gesprochen. Auch ohne die Haager Konferenz, die überall gepriesen wurde, ohne all die Bücher, Flugblätter, Zeitungsartikel und Reden, die lehren, daß Völkerzwist durch Schiedsgerichte geschlichtet werden kann, müssen die Gebildeten doch wissen, daß die allgemeine Rüstung der Staaten, in der einer den anderen überbietet, unvermeidlich zu endlosen Kriegen oder zu allgemeinem Bankerott oder gar zu Beidem führen muß; sie müssen wissen, daß Kriege, neben dem unermesslichen, zwecklosen Verlust von Milliarden, also von Unsummen menschlicher Arbeit zur Vorbereitung der Kriege, auch den Tod von Millionen der tüchtigsten, kräftigsten Menschen in der für die produktive Arbeit besten Zeit ihres Lebens herbeiführen. Die Kriege des vorigen Jahrhunderts haben vierzehn Millionen

*) Ein Fragment aus Tolstois neuester Schrift, der er das Mahnwort „Besinnet Euch!“ als Haupttitel gab und die noch im Juli bei Eugen Diebesichs in Leipzig erscheinen wird. Sie lehrt wieder, was dem großen Dichter zu sagen erlaubt ist.

Menschen gefoxtet. Müssen gebildete Menschen nicht wissen, daß alle Kriege Ursachen haben, für die es nicht lohnt, auch nur ein Menschenleben zu opfern, auch nicht ein Hundertstel der Mittel, die der Krieg verschlingt? Für die Befreiung der Negers sind zehnmal mehr Opfer gebracht worden, als der Loskauf aller Negers des Südens gekostet hätte. Eins weiß doch Jeder, muß Jeder wissen: daß die Kriege, die in den Menschen die niedrigsten bestialischen Leidenschaften weden, die Menschen sittlich verderben und zum Thier erniedern. Jeder kennt die Schwäche der Beweise, die man zur Vertheidigung des Krieges anführt, etwa solcher, wie sie De Mistre, Molke und Andere angeführt haben; sie beruhen sämmtlich auf dem Sophisma, daß man jedem menschlichen Leiden eine gute Seite abgewinnen kann, oder auf der völlig willkürlichen Behauptung, daß es immer Kriege gegeben hat, immer Kriege geben wird. Als ob schlechte Handlungen der Menschen durch die Vortheile, die sie bringen, oder durch die Länge ihrer Lebensdauer gerechtfertigt würden! Das Alles wissen unsere Gebildeten. Wädlich aber beginnt ein Krieg: und flugs ist Alles vergessen. Die selben Menschen, die gestern die Grausamkeit, Zwecklosigkeit, Sinnlosigkeit der Kriege klar erkannten, denken, sprechen und schreiben jetzt nur über die Frage, wie man möglichst viele Menschen töden, möglichst viele Erzeugnisse menschlicher Arbeit zerstören und vernichten, die Flamme des Hasses zu hellster Gluth schüren könne. Friedliche, harmlose, arbeitssame Menschen, die mit ihrer Hände Arbeit die „Gebildeten“ nähren, kleiden, unterhalten, werden nun von ihnen gezwungen, schreckliche, dem Gewissen, dem Glauben und Seelenheil widerstrebende Thaten zu thun.

Etwas Unbegreifliches geschieht. Etwas, das in seiner Grausamkeit, Verlogenheit und Thorheit unmdglich erscheint. Der Zar von Rußland, der selbe Mann, der alle Völkcr zum Frieden aufrief, verkündet der Welt: nachdem er vergeblich alle Anstrengungen gemacht habe, um den Frieden zu erhalten, der seinem Herzen theuer sei (Anstrengungen, die darin bestanden, daß fremde Länder geraubt und zum Schutz dieser geraubten Länder Armeen gebildet wurden), befehle er, mit den Japanern, weil sie uns überfallen haben, so zu verfahren, wie die Japaner zuerst mit den Russen verfahren. Das heißt: sie zu töden. Und bei diesem Aufsat zum Mord gebekt er Gottes und stellt den Segen des Himmels auf das entsetzliche Verbrechen herab, das es giebt. Und das Selbe verkündet der Kaiser von Japan wider die Russen. Gelehrte Juristen, die Herren Murawiew und Martens, suchen schrittfinnig zu beweisen, daß zwischen dem Ruf zum Weltfrieden und dem Beginn eines Krieges, der fremde Länder erobern soll, ein Widerspruch nicht zu finden ist. Und die Diplomaten drucken und versenden in der Kultursprache Frankreichs Rundschreiben, in denen haarscharf nachgewiesen wird, daß die russische Regierung, nachdem sie alle Versuche gemacht hat, die friedlichen Beziehungen aufrechtzuerhalten (in Wirklichkeit waren es Versuche, die anderen Staaten zu betrügen), sich genöthigt sieht, das einzige Mittel zu einer vernünftigen Lösung des Problemes zu wählen: den Menschenmord. Das Selbe schreiben, drucken, versenden die japanischen Diplomaten. Gelehrte, Historiker, Philosophen, vergleichen die Gegenwart der Vergangenheit, ziehen aus der Parallele die tiefstinnigsten Schlüsse und sprechen lang und breit von den Gesetzen der Völkrentwicklung, von dem Verhältniß der gelben zur weißen Rasse, des Buddhismus zum Christenthum, und rechtfertigen mit solchen Schlüssen und

Betrachtungen den Totschlag, den die Christen an den Menschen gelber Rasse verüben. Und auf die selbe Weise rechtfertigen die Gelehrten und Philosophen Japans die Ermordung der Menschen weißer Rasse. Die Zeitungsschreiber verbergen ihre Freude nicht; sie suchen einander zu übertrumpfen und schrecken vor der frechsten, greifbarsten Lüge nicht zurück. Sie finden auf hundert Wegen den Beweis, daß gerecht, mächtig und gut in jedem Sinn nur die Russen sind, ungerecht, schwach und schlecht in jedem Sinn alle Japaner; und eben so schlecht alle Menschen, die den Russen feindlich gesinnt sein könnten oder sind: die Engländer, die Amerikaner. Das Selbe sagen wiederum die Japaner von den Russen und deren Freunden.

Ich spreche nicht von den Soldaten, die ihr Beruf zum Mord vorbereitet. Aber Schaaren angeblich Gebildeter, die Niemand und nichts dazu zwingt oder spornet, Professoren, Studenten, Aeliche, Kaufleute, geben dem Gefühl glühendsten Hasses und höhnischer Verachtung gegen die Japaner, Engländer, Amerikaner Ausdruck, denen sie gestern noch wohlwollend oder doch ruhig gegenüberstanden, und huldigen, ohne jede Nothigung, mit niedrigstem Sklavensinn dem Zaren, der den Meisten von ihnen sonst gleichgültig war und den sie jetzt ihrer grenzenlosen Liebe und ihrer Verwittheit versichern, ihm das Leben zu opfern. Und der unglückliche, irreführte junge Mann, der als Leiter eines Volkes von hundert- und dreißig Millionen Menschen anerkannt, in jeder Stunde aber betrogen und gezwungen wird, sich selbst zu widersprechen, dieser Arme glaubt ihnen, dankt ihnen und segnet das Heer, das er sein Heer nennt, ehe es auszieht, um zu töden und Länder zu schänden, die er mit noch geringerem Recht als sein bezeichnet. Sie Alle bringen einander schewwürdige Heiligenbilder dar, an die unter den gebildeten Menschen nicht Einer glaubt, die sogar schon von den ungebildeten Bauern abgeschafft werden, — und Alle bücken sich tief vor diesen Heiligenbildern, küssen sie und sprechen hochtrabende Lügenworte, bei denen kein Mensch sich mehr Etwas denkt.

Die Reichlichen opfern geringfügige Bruchtheile ihres ungerecht erworbenen Gutes für das Heer der Totschläger oder für die Organisation, die diesem Heer Hilfe bringen soll. Und das arme Volk, dem die Regierung jährlich zwei Milliarden anspricht, wähnt, eben so thun zu müssen, und bringt der Regierung seine Grobheit dar. Die Herrschenden rufen den müßigen Janhazet herbei und die betrogenen Müßiggänger ziehen mit dem Bildniß des Zaren durch die Straßen, singen, schreien, wirgen und begehen unter dem Deckmantel des Patriotismus Rückschreitigkeiten jeder Art. Und über das ganze, weite Rußland, vom Schloß bis hinunter zu dem winzigsten Dörfchen, rufen die Hirten der Kirche, die sich selbst eine christliche nennt, den Gott an, der gelehrt hat: Liebet Eure Feinde, bitten den Gott, der die Liebe ist, flehentlich um seine Hilfe zum Werk des Satans, zum Menschenmord!

Und dieses Kanonensutter, dem durch Gebete, Predigten, Aufrufe, Bilder, Zeitungen die Sinne umnebelt sind, diese Hunderttausende gleich gekleideter, mit den mannichfachsten Mordinstrumenten ausgerüsteter Menschen verlassen nun ihre Eltern, Weiber, Kinder mit Bangigkeit im Herzen, aber mit geklährem Muth und ziehen dahin, wo sie selbst ihr Leben aufs Spiel setzen und die schrecklichste That begehen, Menschen töden sollen, die sie nicht kennen und die ihnen nichts gethan haben. Und hinter ihnen her ziehen Kerzte und fromme Schwestern, die

— man begreift nicht, warum — meinen, sie könnten dahim den schlichten, friedlichen, leidenden Menschen nicht dienen, sondern nur Denen, die sich mit dem Totschlag des Nächsten beschäftigen. Und Die daheim zurückgeblieben sind, freuen sich über die Berichte vom Nordschauplaz; und wenn sie hören, daß viele Japaner getödtet sind, so danken sie dafür einem Wesen, das sie Gott nennen.

Und all Das wird als eine Offenbarung erhabener Gefühle angesehen! Noch mehr: wer sich nicht von solchen Gefühlen erfüllt zeigt, sich vielmehr bemüht, die Menschen zur Besinnung zu rufen, wird ein Verräther genannt und läuft Gefahr, von der Menge beschimpft und geschlagen zu werden, — von der verthierten Rasse, die zur Vertheidigung ihrer Simuloseigkeit und Grausamkeit kein anderes Werkzeug besitzt als die rohe Gewalt.

Es ist, als hätte es nie einen Voltaire, Montaigne, Pascal, Swift, Kant, Epinoza, nie die hundert anderen Schriftsteller gegeben, die mit außerordentlicher Kraft die Sinnlosigkeit, die Ruzlosigkeit des Krieges, seine Grausamkeit, seine Unsittlichkeit, seine Wildheit geschildert haben. Als hätte, vor all diesen Großen, Christus uns nie gelehrt, nie die Brüderlichkeit der Menschen, die Liebe zu Gott und den Menschen gelehrt.

Wer nachdenklich um sich sieht und betrachtet, was jezt geschieht, wird von einem Entsehen gepackt; nicht vor den Schrecken des Krieges, sondern vor Dem, was schrecklicher als alle Schrecken ist: vor dem Bewußtsein der Machtlosigkeit menschlicher Vernunft. Was den Menschen einzig und allein vom Thier unterscheidet, was ihm die Würde verleiht, seine Vernunft, erweist sich als eine überflüssige und unnützliche, nein: geradezu schädliche Zugabe, die jede Thätigkeit erschwert, wie die Hängel eines Pferdes, die von seinem Kopf herabgeglitten sind und sich um seine Füße geschlungen haben und das Thier nur erregen.

Man versteht, daß der heidnische Grieche und Römer, ja, der Christ des Mittelalters, der das Evangelium nicht kannte und blind an alle Vorschriften der Kirche glaubte, Krieg führen konnte und auf seinen Kriegserberuf stolz war. Wie aber kann der gläubige Christ, wie auch nur der ungläubige, der doch von den christlichen Idealen der Brüderlichkeit und Liebe aus den Werken der Philosophen, Moralisten, Künstler vernommen hat, wie kann ein solcher Mensch ein Gewehr tragen oder an die Kanone herantreten und auf eine Schaar seiner Mitmenschen zielen, um möglichst viele von ihnen zu töden?

Die Assyrer, die Griechen, die Römer konnten, wenn sie in den Krieg zogen, überzeugt sein, daß sie nicht nur in Uebereinstimmung mit ihrem Gewissen handelten, sondern sogar ein gutes Werk thaten. Anders aber steht es um uns Christen, ob wir es sein wollen oder nicht. Unser Christenthum mag noch so verstümmelt sein: der Christengeist hat uns doch auf die höhere Stufe der Vernunft gehoben, auf der wir mit unserem ganzen Sein nicht nur die Sinnlosigkeit, die Grausamkeit des Krieges empfinden, sondern den vollkommenen Widerspruch gegen Alles, was uns als Gut und Sittlich bindet. Und darum können wir nicht das Selbe thun wie Assyrer, Griechen und Römer, wenigstens nicht mit der selben Zuversicht, Bestimmtheit und Ruhe; wir haben vielmehr das Bewußtsein unserer verbrecherischen That und das Gefühl des verzweifenden Mörders, der sein Opfer zu peinigen beginnt und



seiner That süßt, sich zu betäuben, zu erregen ver'sucht, damit er im Stande sei, das entsehlliche Werk zu vollenden.

Al diese unnatürliche, fieberhafte, vernunftlos hitzige Erregung, die jetzt die müßigen oberen Schichten der russischen Gesellschaft erfaßt hat, ist nur ein Symptom des Verbrecherbewußtseins. Al diese strechen, verlogenen Reden von der völligen Hingebung an den Monarchen, von der Verehrung des Fürsten, von der Bereitwilligkeit, das Leben für ihn zu opfern (man müßte sagen: das fremde, nicht das eigene Leben), al diese Verheißungen, diese sinnlosen Segensprüche vor den abscheulichen Heiligenbildern, al diese Gebete, diese Schaar Barinherziger Schwestern, diese Opfer für die Flotte und das Rother Kreuz, die der Regierung dargebracht werden, al das slavische, hochtrabende, inhaltlose, lästerliche Gerede, von dem die Zeitungen aus allen Städten, wie über eine wichtige Neuigkeit, berichten, al diese Umzüge, Volkshymnen, Purrarufe, diese grausigen Zeitungslügen, die Keiner entlarvt, weil Alle mitlügen, die Betäubung und Verthierung, die wir schauernd in der russischen Gesellschaft erblicken und die allmählich sich den Massen mittheilt: Jedes und Alles ist nur ein Zeichen dafür, daß der verbrecherische Charakter des begonnenen entsehllichen Werkes mehr und mehr ins Bewußtsein tritt. Das unmittelbare Gefühl sagt dem Menschen: was sie thun, dürfe nicht geschehen. Doch wie der Mörder, der sein Opfer zu schlachten begonnen hat, nicht einhalten kann, so erscheint auch den Massen heute als ein unwiderleglicher Beweis für die Nothwendigkeit des Krieges die Thatfache, daß er begonnen hat. Weil er begann, muß er zu Ende geführt werden. So stellt sich die Sache den einfachsten, verirrtten, ungelehrten Menschen dar, die von kleinen Leidenschaften betäubt sind und blind handeln; und eben so urtheilen die Gelehrtesten unserer Zeit. Sie beweisen, daß der Mensch keinen freien Willen hat und daß er deshalb, wenn er auch begreift, daß ein begonnenes Werk schlecht ist, es nicht aufgeben kann. Und die vom Wahn behörten, verthierten Menschen setzen ihr Schreckenswerk fort.

Fragt doch einmal den gemeinen Soldaten, den Befreiten, den Unteroffizier, der die alten Eltern, die Frau, die Kinder verlassen hat, warum er sich rüstet, um Menschen zu erschlagen, die er nicht kennt. Er wird zunächst über Eure Frage staunen. Er hat ja geschworen und muß dem Befehl der Vorgesetzten gehorchen. Wenn Ihr ihm aber saget, der Krieg, der Toischlag von Mensch'n lasse sich nicht vereinigen mit dem Gebot: Du sollst nicht töden, so wird er antworten: „Da man uns aber überfallen hat? Für den Haren! Für unseren rechten Glauben!“ Einer hat mir einmal auf meine Frage geantwortet: „Wenn man aber unser Heiligthum überfällt?“ Welches Heiligthum? „Die Fahne.“ Wenn Ihr Euch nun bemüht, diesem Soldaten zu erklären, daß das Gebot Gottes wichtiger ist — nicht nur als das Feldzeichen, die Fahne, sondern — als Alles in der Welt, so wird er verstummen oder ärgerlich werden und dem Vorgesetzten hinterbringen, was Ihr gesagt habt.

Fragt den General, warum er in den Krieg zieht. Er wird antworten, er sei ein Krieger und der Krieger zur Vertheidigung des Vaterlandes nöthig. Daß der Toischlag sich nicht mit dem Christengeböt vereinen läßt: Das stört ihn nicht; denn entweder glaubt er nicht an das Geseß Christi, oder wenn er dran

glaubt, dann ist es gar nicht das Wesen selbst, sondern die Auslegung, die man ihm gegeben hat. Die Hauptsache aber ist, daß der General, wie der gemeine Soldat, an die Stelle der persönlichen Frage, was er thun solle, immer die allgemeine Frage des Staates, des Vaterlandes, gesetzt hat. Wenn das Vaterland in Gefahr ist, muß man handeln und nicht überlegen, wird er Euch sagen.

Fragt die Diplomaten, warum sie durch ihre Vügen die Kriege vorbereiten. Sie werden antworten, das Ziel ihrer Thätigkeit sei die Erhaltung des Friedens; dieses Ziel werde nicht durch idealistische, nie zu verwirklichende Theorien erreicht, sondern durch Diplomatie und durch die Bereitschaft zum Krieg. Auch sie ersehen die persönliche durch die allgemeine Frage und sprechen von den Interessen Rußlands, von der Unzuverlässigkeit der anderen Staaten, vom europäischen Gleichgewicht; doch ja kein Wort über ihr eigenes Leben und Treiben.

Fragt die Journalisten, warum sie mit ihren Schreibereien die Menschen zum Kriege aufreizen. Sie werden Euch sagen, die Kriege seien im Allgemeinen nöthig und nützlich und der jetzige Krieg sei es ganz besonders. Diese Meinung werden sie dann auf unklare patriotische Phrasen stützen. Wie die Soldaten und Diplomaten, wird auch der Journalist auf die Frage, warum er, eine ganz bestimmte Persönlichkeit, ein lebendiger Mensch, handle, wie er handelt, mit einer Rederei antworten, die von den allgemeinen Interessen der Nation, vom Staat, von der Civilisation, von der weißen Rasse spricht.

Eben so erklären Alle, die an der Vorbereitung der Kriege mitarbeiten, ihren Antheil am Werk des Krieges. Alle stimmen freilich darin überein, daß es wünschenswerth wäre, den Krieg aus der Welt zu schaffen. Das ist jetzt aber nicht möglich. Jetzt sind sie, als Russen und Menschen, die ganz bestimmte Stellungen — eines Adelsmarschalls, eines Arztes, eines Mitgliedes der Gesellschaft vom Rothem Kreuz — einnehmen, berufen, zu handeln, und nicht, zu überlegen. Jetzt ist nicht Zeit, zu überlegen und an sich zu denken, sagen sie, denn jetzt handelt sich um ein großes Werk im Dienst der Allgemeinheit. Und genau das Selbe sagt der Jar, der an dem ganzen Werk schuld zu sein scheint. Auch er staunt, wie der gemeine Soldat, über die Frage, ob der Krieg jetzt nöthig sei. Er wehrt mit aller Gewalt den Gedanken ab, es könne möglich sein, dem Krieg jetzt ein Ende zu machen. Er sagt, er müsse ausführen, was die ganze Nation von ihm fordert, müsse, obwohl er den Krieg als ein großes Uebel betrachtet, zu dessen Bekämpfung er stets alle Mittel angewandt hat und auch in Zukunft anzuwenden bereit ist, in dem gegebenen Fall, nachdem er ihn einmal erklärt hat, ihn auch fortführen. Das sei nothwendig für das Glück und die Größe Rußlands.

Alle diese Menschen, diese Bekenner des christlichen Friedensgesetzes, antworten auf die Frage, warum Jeder von ihnen, der Iwan, der Peter, der Nikolaus, sich das Recht nimmt, am Krieg, also an Gewalt, Raub und Todschlag mitzuwirken, — Alle antworten einmüthig mit der Berufung auf das Vaterland, den Glauben, den geleisteten Eid. Alle reden von Ehre, von Civilisation, vom künftigen Glück der ganzen Menschheit. Und Alle sind obendrein mit den Vorbereitungen zum Krieg, mit Verordnungen oder Betrachtungen der Kriegslage von früh bis spät so beschäftigt, daß sie in der freien Zeit nur von ihrer Arbeit ausruhen können und keine Zeit haben, ihrem Leben nachzudenken. Solches Nachdenken würden sie auch für Müßiggang halten.

Die Menschen unserer christlichen Welt und unserer Zeit gleichen dem Mann, der den richtigen Weg verfehlt hat und, je weiter er fährt, um so klarer darüber wird, daß er nicht dahin fährt, wohin er wollte. Und je mehr er an der Richtigkeit des Weges zweifelt, desto schneller und verzweifelter jagt er vorwärts und tröstet sich mit dem Gedanken, daß er doch irgend ein Ziel erreichen wird. Aber die Zeit kommt, wo ihm ganz klar wird, daß der Weg, den er eingeschlagen hat, nur an einen Abgrund führt, den er schon vor seinen Augen sieht. In solcher Lage ist jetzt die christliche Menschheit unserer Zeit. Wenn wir fortsähen, so zu leben, wie wir jetzt leben, wenn wir, im Leben der Individuen wie in dem der Staaten, uns nur durch das Trachten nach Glück für uns und unseren Staat leiten lassen, wenn wir, wie jetzt, dieses Glück zu befestigen glauben durch Gewalt, so werden wir — Das ist sicher — die Mittel der Gewalt, Mensch gegen Mensch und Staat gegen Staat, vergrößern und erstens uns mehr und mehr dadurch ruiniren, daß wir den größten Theil unserer Produktion auf die Rüstung zum Krieg verwenden, und zweitens mehr und mehr entarten, sittlich verfallen und verderben, weil wir in den Kriegen die physisch besten und tüchtigsten Menschen töten lassen.

Daß es so kommen muß, wenn wir unser Leben nicht ändern, ist so wahr, wie es mathematisch wahr ist, daß zwei nicht parallele Linien einander treffen müssen. Aber nicht nur theoretisch ist es wahr: in unserer Zeit erscheint es schon nicht dem Verstand allein, sondern auch dem Gefühl wahr. Der Abgrund, auf den wir zusteuern, ist unseren Augen schon sichtbar. Alle Reden und Schriften gegen den Militarismus können sein Ende eben so wenig herbeiführen wie die berebtesten Ermahnungen, die wir an Hunde richten würden, um sie, die in einander verbißen sind, zu überzeugen, daß es vortheilhafter für sie ist, das Stück Fleisch zu theilen, um das sie sich reißen, als einander wegzubeißen und das Stück Fleisch zu verlieren, das in der nächsten Minute vielleicht ein anderer Hund fortzuschleppt, der zufällig des Weges kommt. Wir sind einem Abgrund zugereilt und können nicht Halt machen; wir stürzen hinein.

Jeden vernünftigen Menschen, der über die Lage nachdenkt, in der sich die Menschheit jetzt befindet, der darüber nachdenkt, welchem Ziel er entgegengeht, muß klar werden, daß es einen Ausweg nicht giebt und daß sich keine Ordnung der Dinge, keine Institution denken läßt, die uns von dem Verderben, dem wir unaufhaltsam entgegensteuern, retten könnte. Nicht nur die beständig wachsenden wirtschaftlichen Gefahren: auch die Beziehungen der weltfeind gegen einander rüstenden Staaten weisen deutlich auf den unvermeidlichen Untergang hin, dem die ganze sogenannte civilisirte Menschheit entgegensteht.

Vor zweitausend Jahren hat Johannes, der Täufer, und nach ihm Christus den Menschen gesagt: Die Zeit ist erfüllt und das Reich Gottes ist zu Euch gekommen. Thut Buße und glaubet an das Evangelium (Markus 1,15). Und wenn Ihr nicht Buße thut, werdet Ihr Alle umkommen (Lukas 13,5). Aber die Menschen hörten nicht und das Verderben, das sie herabgelockt haben, ist ganz nah. Wir müssen sehen, wir Menschen unserer Zeit. Wir verderben schon; und darum können wir die Kunde von diesem der Zeit nach alten, für uns aber neuen Mittel der Erlösung nicht an unserem Ohr vorübergehen lassen. Wir

müssen erkennen, daß außer all den anderen Nöthen, die unser schlechtes, unvernünftiges Leben uns schafft, schon die Kriegsrüstungen allein und die durch diese Rüstungen unvermeidlich gewordenen Kriege uns zu Grunde richten müssen. Wir müssen erkennen, daß alle von den Menschen erfundenen, scheinbar praktischen Mittel der Erlösung von diesem Uebel sich kraftlos erweisen und kraftlos erweisen müssen und daß die Noth der Völker, die sich gegen einander waffnen, nicht steigend weiter so fortschreiten kann. Und darum gelten die Worte Christi mehr als je und mehr als irgend Einem uns in unserer Zeit.

Christus hat gesagt: Thut Ruhe! Das heißt: jeder Mensch stehe still in seiner Thätigkeit und frage sich: Wer bist Du, woher kommst Du, was ist Deine Bestimmung? Und hast Du auf diese Frage geantwortet, dann mache Dir klar nach dieser Antwort, ob Das, was Du thust, Deiner Bestimmung entspricht. Und jeder Mensch unserer Welt und unserer Zeit, jeder also, der das Wesen der christlichen Lehre kennt, braucht nur einen Augenblick still zu stehen in seiner Thätigkeit und zu vergessen, wofür ihn die Menschen halten — für einen Kaiser, für einen gemeinen Soldaten, für einen Minister, für einen Journalisten —, und sich ernsthaft zu fragen, wer er ist und was seine Bestimmung ist, um an der Nützlichkeit, der Berechtigung, der Vernünftigkeit seiner Thätigkeit zu zweifeln. Ehe ich Kaiser, Soldat, Minister, Journalist bin, bin ich, so muß sich jeder Mensch unserer Zeit und der christlichen Welt antworten, ein Mensch, ein beschränktes Wesen, durch einen höheren Willen in diese Welt gesandt, die nach Zeit und Raum unendlich ist, um, nachdem ich einen Augenblick hier gewelt, zu sterben, also aus ihr zu verschwinden. Darum sind auch all die persönlichen und staatlichen, ja, sogar die allgemein menschlichen Ziele, die ich mir setzen kann und die mir die Menschen setzen, wegen der Kürze meines Lebens und der Unendlichkeit alles Lebens nichtig; sie müssen sich einem höheren Ziel unterordnen, das zu erreichen, ich in die Welt gesandt bin. Dieses Ziel in der Unendlichkeit ist mir, in Folge meiner Beschränktheit, unerreichbar, aber es ist das Ziel alles Seienden; und meine Aufgabe besteht darin, ein Werkzeug zu sein, meine Bestimmung ist, ein Arbeiter Gottes zu sein, Gottes Werk zu erfüllen. Und hat jeder Mensch unserer Welt und Zeit, vom Kaiser bis herunter zum gemeinen Soldaten, seine Bestimmung so begriffen, dann kann er die Pflichten, die er selbst sich oder die Menschen ihm auferlegt haben, nicht mehr für die höchsten halten.

Ehe ich als Kaiser anerkannt wurde, so muß sich der Kaiser sagen, ehe ich als Staatsoberhaupt Pflichten auf mich nahm, habe ich mich allein schon dadurch, daß ich lebe, verpflichtet, Das zu thun, was von mir der höhere Wille fordert, der mich ins Leben gesandt hat. Diese Forderungen kenne ich, fühle ich in meinem Herzen. Sie bestehen, wie es in dem christlichen Gesez, das ich erkenne, ausgedrückt ist, darin, daß ich mich dem Willen Gottes unterordne und erfülle, was er von mir will, daß ich den Nächsten liebe, ihm diene und gegen ihn so handle, wie ich wünsche, daß er gegen mich handle. Thue ich Das auch, wenn ich die Menschen beherrsche, ihnen Gewalt, Todesstrafen und noch Schrecklicheres anbefehle, den Krieg? Die Menschen sagen immer, sie müßten Das thun. Gott aber sagt, sie müßten etwas ganz Anderes thun. Trozdem man mir also sagt, als Staatsoberhaupt müsse ich Gewalt, Eintreibung von Steuern, Todesstrafen und vor Allem den Krieg, den Totschlag des Nebenmenschen befehlen: ich will es nicht thun, kann es nicht thun.

Und das Selbe muß sich der Soldat sagen, dem man eingeschärft hat, daß er Menschen töten muß, und der Minister, der es für seine Pflicht hält, den Krieg vorzubereiten, und der Journalist, der zum Krieg aufreizt, und jeder Mensch, der sich die Frage vorgelegt hat, was er ist, was seine Bestimmung im Leben ist. Und sobald das Staatsoberhaupt nicht mehr den Krieg anordnen, der Soldat aufhören wird, Krieg zu führen, der Minister, die Mittel zum Krieg vorzubereiten, der Journalist, zu ihm aufzureizen, wird, auch ohne alle neuen Institutionen, ohne Gleichgewicht, ohne Schiedsgericht, ganz von selbst diese hoffnungslose Lage aufhören, in die sich die Menschen selbst gebracht haben, nicht nur durch den Krieg, sondern durch all die Nöth, die sie sich selbst schaffen.

So sonderbar es scheinen mag: die sicherste Erlösung der Menschen von allen Nöthen, die sie sich selbst bereitet haben, und von der schrecklichsten Noth, dem Kriege, wird nicht erreicht werden durch äußere, allgemeine Mittel, sondern nur dadurch, daß jeder einzelne Mensch sich einfach die Erkenntniß, die vor neunzehnhundert Jahren Christus gelehrt hat, zum Bewußtsein bringt, nur dadurch, daß jeder Mensch Buße thut und sich fragt, wer er ist, wozu er lebt und was er thun, was er nicht thun soll.

Die Menschen, die von so mannichfachen Lebensthätigkeiten abgezogen werden, sagen nun: Soll das Uebel ausgerodet werden, so ist nöthig, daß nicht etliche, sondern alle Menschen sich besinnen, daß alle den Zweck ihres Lebens in der Erfüllung des göttlichen Willen und in thätiger Nächstenliebe erkennen lernen. Ist Das aber möglich?

Es ist nicht nur möglich, antworte ich, sondern unmöglich kann es anders sein.

Es ist unmöglich, daß die Menschheit sich nicht besinnen, nicht jeder Mensch sich die Frage stellen sollte, wer er ist und wozu er lebt; denn der Mensch, als ein mit Vernunft begabtes Wesen, kann nicht leben, ohne zu wissen, wozu er lebt. Er hat sich auch immer diese Frage gestellt und hat stets nach dem Maße seiner Entwicklung in einer religiösen Lehre die Frage beantwortet; in unserer Zeit ruft der innere Widerspruch im Fühlen der Menschen mit ganz besonderer Dringlichkeit diese Frage hervor und heischt ihre Beantwortung. Und die Menschen unserer Zeit können unmöglich anders auf diese Frage antworten als mit der Anerkennung des Gesetzes, das ihnen ein Leben in der Liebe zu den Menschen und in der Thätigkeit für sie vorschreibt. Denn Dies ist die für unsere Zeit einzig vernünftige Beantwortung der Frage nach dem Sinn des menschlichen Lebens; und diese Frage ist vor neunzehnhundert Jahren in der christlichen Religion ausgesprochen worden und ist der großen Mehrheit der gesammten Menschheit also seit diesen Tagen bekannt.

Die Antwort lebt geheimnißvoll im Bewußtsein aller Menschen der christlichen Welt unserer Zeit, offen aber wird sie nur darum nicht ausgesprochen und dient sie nur darum nicht als Leitstern unseres Lebens, weil die Menschen, die die höchste Autorität genießen — die sogenannten Gelehrten —, irthümlich glauben, die Religion sei nur eine zu überschreitende Stufe in der Entwicklung der Menschheit und die Menschen könnten ohne Religion leben, und weil sie diesen Irrthum den Menschen aus der Volksmasse einflößen, die sich zu bilden beginnen. Auf der anderen Seite sind die Menschen, die die Macht haben, bewußt und oft auch unbewußt (weil sie in dem Irrthum leben, der kirchliche

Glaube sei die christliche Religion) bemüht, im Volk den rohen Aberglauben aufrecht zu erhalten und zu nähren, der für die christliche Religion ausgebeutet wird. Wir brauchen nur diese beiden Täuschungen zu vernichten: und die wahre Religion, die heimlich schon in den Menschen unserer Zeit lebt, würde offenkundig und bindend.

Damit Das geschehe, müssen erstens die gelehrten Menschen begreifen, daß der Satz von der Brüderlichkeit aller Menschen und das Geſch: „Thue dem Andern nicht, was Du nicht willst, daß man Dir thue“ nicht eine von den vielen menschlichen Vorstellungen ist, die man irgend welchen anderen Vorstellungen unterordnen kann, sondern eine unantastbare, über alle anderen Vorstellungen erhabene These, die aus dem unveränderlichen Verhältniß des Menschen zum Unendlichen, zu Gott, hervorgeht, daß sie die Religion ist, die ganze Religion und darum für alle Zeiten bindend. Dazu kommt ein Zweites. Damit die Menschen, die, bewußt oder unbewußt, unter dem Schein des Christenthumes rohen Aberglauben bekennen, begreifen, daß all die Dogmen, Sakramente, Ceremonien, die sie aufrecht erhalten und verkünden, nicht nur nicht gleichgültig sind, wie sie glauben, sondern im höchsten Grade schädlich, da sie den Menschen die einzige Wahrheit der Religion verhehlen, die sich ausspricht in der Erfüllung des göttlichen Willens, in der Brüderlichkeit der Menschen, in werththätiger Nächstenliebe, und daß die Lehre: „Handle gegen Andere, wie Du willst, daß sie gegen Dich handeln,“ nicht eine von den Vorschriften der christlichen Religion, sondern die gesammte praktische Religion ist, wie es auch im Evangelium steht.

Damit alle Menschen unserer Zeit in der selben Weise sich die Frage nach dem Sinn des Lebens stellen und in der selben Weise beantworten, ist nur nöthig, daß die Menschen, die sich als die Gebildeten betrachten, aufhören, zu denken und den kommenden Geschlechtern einzuprägen, die Religion sei ein Atravismus, ein Ueberbleibsel vergangener wilder Zustände, und zu einem guten Leben der Menschen gehöre die Verbreitung von Bildung, der verschiedenartigsten Kenntnisse, die die Menschen zur Gerechtigkeit und zu einem sittlichen Leben erziehen und führen werden. Sie sollten vielmehr begreifen, daß zu einem guten Leben der Menschen die Religion unentbehrlich ist und daß diese Religion schon da ist und lebt im Bewußtsein der Menschen unserer Zeit. Und die Menschen, die absichtlich das Volk mit kirchlichem Aberglauben unnebeln, sollten nur aufhören, Das zu thun, und anerkennen, daß wichtig und bindend im Christenthum nicht das Bekreuzigen, das Abendmahl, das Bekenntniß der Dogmen und Ähnliches ist, sondern nur die Liebe zu Gott und den Nebenmenschen und die Erfüllung des Gebotes, „gegen Andere zu handeln, wie wir wollen, daß sie gegen uns handeln“.

Wenn sie, als Pseudochristen wie als Männer der Wissenschaft, ihren Kindern und den Ungelehrten diese einfachen, klaren und nothwendigen Wahrheiten so eifrig verkündeten, wie sie jetzt ihre komplizirten, verworrenen und unnützen Behauptungen verkünden, dann würden alle Menschen einmüthig den Sinn ihres Lebens begreifen und die für Alle gleichen Pflichten anerkennen, die dieser Sinn ihnen auferlegt.

Aus den Briefen eines Landmannes, der den Militärdienst verſagt hat.
Am fünfzehnten Oktober 1895 wurde ich zur Ausübung meiner Militär-

pflücht aufgefodert. Als an mich die Reihe kam, das Los zu ziehen, erklärte ich, ich würde nicht lösen. Die Beamten sahen mich an. Dann wechselten sie einige Worte und fragten mich, warum ich das Los nicht ziehen wolle. Ich antwortete, weil ich weder schwören noch eine Waffe tragen würde. Sie sagten, Das komme erst nachher; jetzt solle ich nur das Los ziehen. Ich lehnte es wieder ab. Darauf befahlen sie dem Schulzen, das Los zu ziehen. Der Schulze zog das Los; es war No. 674. Sie trugen die Zahl ein. Da tritt der Befehlshaber ein, ruft mich in die Kanzlei und fragt: „Wer hat Dich gelehrt, Du sollst nicht schwören?“ Ich antwortete: „Ich selbst, da ich das Evangelium las.“ Er: „Ich glaube nicht, daß Du selbst das Evangelium richtig verstanden hast; da ist ja Alles unverständlich. Um es zu verstehen, muß man viel gelernt haben.“ Darauf ich: „Christus hat keine Weisheit gelehrt, denn die einfachsten Menschen, die weder lesen noch schreiben konnten, haben seine Lehre verstanden.“ Darauf befahl er einem Soldaten, mich in die Kommandantur zu bringen. Ich ging mit dem Soldaten in die Küche und dort aßen wir zu Mittag. Nach dem Mittagessen wurde ich wieder gefragt, warum ich nicht geschworen habe. Ich sagte: „Weil es im Evangelium heißt: Du sollst nicht schwören.“ Sie wunderten sich; dann fragten sie: „Steht Das wirklich im Evangelium? So zeig uns doch!“ Ich suchte es, las es vor und sie hörten zu. Dann sagten sie: „Wenn es auch da steht: man muß doch schwören, sonst quälen sie Einen.“ Darauf antwortete ich: „Wer das irdische Leben verliert, Der erbt das ewige Leben.“

Am Zwanzigsten wurde ich mit den anderen Rekruten eingestellt und man las uns die Instruktion vor. Ich sagte ihnen, ich würde von Alledem nichts thun. „Warum?“ fragten sie. Ich sagte: „Ich werde als Christ keine Waffen tragen und mich gegen Feinde nicht vertheidigen; denn Christus hat befohlen, daß wir die Feinde lieben.“ Sie sagten: „Bist denn Du allein ein Christ? Wir sind doch Alle Christen.“ Ich sagte: „Von den Anderen weiß ich nichts; ich weiß nur: Christus hat befohlen, so zu handeln, wie ich handle.“ Der Vorgesetzte sagte: „Wenn Du nicht mitmachen willst, steck ich Dich ins Los.“ Darauf ich: „Machen Sie mit mir, was Sie wollen; dienen werde ich nicht.“

Heute war eine Kommission zur Besichtigung hier. Der General sagte zu den Offizieren: „Was für Ueberzeugungen hat denn dieser Grünschnabel, daß er den Dienst verläßt? Millionen Menschen dienen und er allein will nicht. Bearbeite ihn tüchtig mit Ruthen, dann wird ihm die Ueberzeugung vergehen.“

Olshumil wurde nach dem Amur gebracht. Auf dem Dampfer fasteten Alle; er that es nicht. Die Soldaten fragten ihn nach dem Grunde; er nannte ihn. Da mischte sich der Soldat Cyrill Sereda ins Gespräch; er schlug das Evangelium auf und las das fünfte Kapitel aus Matthäus. Als er fertig war, begann er: „Seht, Christus verbietet den Eid, das Gericht und den Krieg und bei uns geschieht das Alles und wird als eine gerechte That angesehen.“ Die Soldaten standen in dichten Haufen um ihn und bemerkten, daß Sereda kein Kreuz um den Hals trug. Und sie fragten ihn: „Wo ist Dein Kreuz?“ „Im Koffer“, sagte er. Und sie fragten wieder: „Warum trägst Du es nicht um den Hals?“ Und er sagte: „Weil ich Christus liebe und weil ich darum das Bild des Dinges nicht tragen kann, an dem man ihn gekreuzigt hat.“ Dann traten zwei Gefreite ein und begannen mit Sereda ein Gespräch. Sie fragten ihn: „Warum

hast Du neulich gefastet und trägst jetzt kein Kreuz?" Er antwortete: „Damals war ich blind und hatte das Licht nicht gesehen; jetzt aber habe ich angefangen, das Evangelium zu lesen, und habe erkannt, daß all Dies kein christliches Thun ist.“ Und wieder fragten sie: „So wirst auch Du den Dienst verweigern wie Oskunif?“ „Ich werde nicht dienen“, sagte er. „Warum?“ fragten sie. „Weil ich ein Christ bin“, sagte er, „und weil Christen keine Waffen führen sollen gegen Menschen.“ Nun wurde Sereda eingesperrt und mit Oskunif zusammen in die Gegend von Jakutsk geschickt, wo sie jetzt leben.

Am siebenundzwanzigsten Januar 1894 starb im Krankenhaus des Gefängnisses zu Woronesch an Lungenentzündung ein gewisser Drojin, ein Dorfschullehrer aus dem Gouvernement Kurok. Sein Leichnam wurde auf dem Gefängnißfriedhof verscharrt, wie man mit den Leichen aller Verbrecher, die im Gefängniß sterben, thut. Und doch war Drojer einer der heiligsten, reinsten und wahrhaftigsten Menschen, die die Welt gesehen hat. Im August 1891 war er zur Ausübung seiner Militärdpflicht aufgefordert worden. Da er aber alle Menschen als Brüder anerkannte und Mord und Gewalt für die größte Sünde hielt, für eine, die dem Gewissen und dem göttlichen Willen zuwider ist, verweigerte er den Militärdienst und die Führung von Waffen. Eben so verweigerte er den Eid; denn er hielt es für eine Sünde, seinen Willen in die Macht anderer Menschen zu geben, die von ihm die schlechtesten Handlungen verlangen konnten. Menschen, deren Leben auf Gewalt und Totschlag gegründet ist, sperrten ihn zunächst auf ein Jahr in ein Einzelgefängniß in Scharow. Dann brachten sie ihn nach Woronesch in das Strafbataillon, wo sie ihn fünfzehn Monate lang durch Kälte, Hunger und Einzelhaft peinigten. Als er schließlich durch diese ununterbrochenen Leiden und Entbehrungen die Schwindsucht bekam und zum Militärdienst untauglich geworden war, brachte man ihn in ein Civilgefängniß, wo er noch neun Jahre absitzen mußte. Bei dieser Ueberführung aus dem Bataillon ins Gefängniß hatten ihn, an einem fürchtbar kalten Tage, die Polizisten aus Unachtsamkeit ohne warme Kleidung gelassen. Und da sie lange auf der StraÙe vor dem Polizeigebäude standen, zog er sich eine so schwere Erkältung zu, daß er eine Lungenentzündung bekam und binnen zweiundzwanzig Tagen starb. Einen Tag vor seinem Tode sagte Drojin zu seinem Arzt: „Ich habe zwar nicht lange gelebt, aber ich sterbe in dem Bewußtsein, daß ich nach meiner Ueberzeugung gehandelt habe, in Uebereinstimmung mit meinem Gewissen. Andere werden sicherlich besser darüber urtheilen. Vielleicht. . . Nein, ich denke, ich habe Recht“, sagte er im Ton innerer Zufriedenheit. Aus dem Werk Drojins: Leben und Tod.

Wie aber, wird man mich fragen, sollen wir jetzt bei uns in Rußland verfahren? In der Stunde, da die Feinde uns schon überfallen haben, die Unseren töten, uns bedrohen? Wie soll der russische Soldat, der Offizier, der General, der Zar, der Mensch aus der Gesellschaft, der Mann aus dem Volke handeln? Sollen wir dulden, daß die Feinde unseren Besitz zerstören, die Erzeugnisse unserer Arbeit vernichten, Gefangene fortzuschleppen, unsere Landsleute töten? Was soll jetzt geschehen, da der Krieg doch schon begonnen hat?

Bevor der Krieg begonnen hatte, wer ihn auch begonnen haben mag, wir oder die Anderen, bevor — so sollte jeder überlegende Mensch antworten — irgend

Etwas begonnen hatte, hat mein Leben begonnen; und das Werk meines Lebens hat nichts gemein mit der Anerkennung von Rechten auf Port Arthur, mit der Frage, ob es den Chinesen, Japanern oder Russen gehört. Das Werk meines Lebens besteht darin, den Willen Dessen zu erfüllen, der mich in die's Leben gesandt hat. Und dieser Wille ist mir bekannt. Dieser Wille fordert, daß ich den Nächsten liebe und ihm diene. Warum aber weiche ich unter dem Eindruck vorübergehender, zufälliger, noch dazu unvernünftiger und grausamer Forderungen ab von dem mir bekannten ewigen und unveränderlichen Gesetz meines ganzen Lebens? Wenn es einen Gott giebt, so wird er mich, wenn ich einst sterbe (was jeden Augenblick geschehen kann), nicht fragen, ob ich Nunampo mit seinen Ho'zlagern oder Port Arthur oder das Gemengsel, das sich russischen Staat nennt und das er mir nicht ans Herz gelegt hat, verlassen habe. Er wird mich vielmehr fragen, was ich mit dem Leben gemacht habe, das er mir gegeben hat, auf daß ich es gut verwende; ob ich es in seinem Sinn verwendet habe und unter der Bedingung, unter der es mir anvertraut ward; ob ich seinem Gebot gehorcht habe.

Darum kann es auf die Frage, was jetzt geschehen muß, nachdem der Krieg einmal begonnen hat, für mich, einen Menschen, der seine Bestimmung begreift, welche Stellung ich auch einnehmen mag, keine andere Antwort geben als die: Wie es im Augenblick auch stehen mag, ob der Krieg begonnen hat oder nicht, ob Tausende von Japanern oder Russen getödtet sind, ob nicht nur Port Arthur, sondern auch Petersburg und Moskau erobert ist, — ich kann nicht anders handeln als so, wie es Gott von mir fordert. Und darum kann ich als ein Mensch weder offen noch heimlich, weder durch Befehle noch durch Föderung noch durch Aufreizung an dem Krieg mitwirken; ich kann es nicht, ich will es nicht und werde es nicht thun. Was sofort oder in naher Zukunft daraus folgen wird, daß ich nicht thun werde, was dem Willen Gottes widerspricht: Das weiß ich nicht und kann es nicht wissen. Ich glaube aber fest, daß aus der Erfüllung des göttlichen Willens nichts Anderes hervorgehen kann als Gutes. Gutes für mich und für alle Menschen.

Mit Schauern spricht Ihr Alle von Dem, was geschehen könnte, wenn wir Russen jetzt zu kämpfen aufhörten und den Japanern all Das überließen, was sie von uns haben wollen. Wenn es aber richtig ist, daß die Erlösung der Menschen von der Bestiehung, der Selbstvernichtung nur in dem Einen besteht: in der Begründung der wahrhaften Religion, die von uns die Liebe zum Nebenmenschen und das Handeln für sein Wohl fordert (was Niemand bestreiten kann), dann macht jeder Krieg, jede Stunde des Krieges und meine Theilnahme am Krieg diese einzige Erlösung des Menschen nur immer schwieriger und rückt sie in weitere Ferne. Wenn ich mich selbst auf den schwankenden Boden Eurer Anschauung stellte, die die Handlungen nach ihren vermuthlichen Folgen beurtheilt, auch dann wäre die freiwillige Hingabe alles Dessen, was die Japaner von uns fordern, noch ein Glück; denn sie würde erstens Zerstörung und Totschlag enden und zweitens uns dem einzigen Mittel zur Erlösung der Menschheit von ihren schlimmsten Uebeln näher bringen. Die Fortsetzung des Krieges aber, wie er auch enden möge, entfernt uns noch weiter von diesem einzigen Mittel.

Das mag sein, wird man mir sagen; und doch können die Kriege erst dann aufhören, wenn alle oder die meisten Menschen die Theilnahme am Krieg

verweigern. Die Weigerung eines Einzelnen, er sei der Zar oder ein gemeiner Soldat, ist ganz vergeblich und wird, ohne den geringsten Nutzen für irgend Jemand, nur diesen Einen das Leben kosten. Wollte der russische Zar jetzt den Krieg aufgeben, man würde ihn vom Thron stürzen, man würde ihn vielleicht ermorden, um sich von ihm zu befreien. Wollte ein gewöhnlicher Mensch den Kriegsdienst verweigern, so würde man ihn in ein Strafbataillon stecken oder fesseln. Wozu ohne jeglichen Nutzen sein Leben zerschütten, das der Gesellschaft nützlich sein kann? So sprechen oft die Menschen, die über die Bestimmung ihres ganzen Lebens nicht nachgedacht und sie darum nicht begriffen haben. Anders aber empfindet und spricht der Mensch, der die Bestimmung seines Lebens begriffen hat, der religiöse Mensch. Ein solcher Mensch wird in seiner Wirksamkeit nicht von den vermutlichen Folgen seiner Handlungen geleitet, sondern von der Erkenntniß seiner Bestimmung im Leben. Der Fabrikarbeiter geht in die Fabrik und macht dort die ihm vorgeschriebene Arbeit, ohne darüber nachzudenken, welche Folgen seine Thätigkeit haben wird. Eben so handelt der Soldat, der den Willen seiner Vorgesetzten erfüllt, und eben so handelt der religiöse Mensch, indem er das Werk vollbringt, das ihm von Gott vorgeschrieben ist, ohne darüber nachzudenken, was aus seiner Arbeit wohl hervorgehen wird. Darum giebt es auch für den religiösen Menschen die Frage nicht, ob Viele oder Wenige eben so handeln wie er und was mit ihm geschehen könne, wenn er thut, was er thun muß. Er weiß, daß es außer dem Leben und dem Tode nichts giebt und daß Leben und Tod in den Händen Gottes sind, dem er Gehorsam schuldet.

Der religiöse Mensch handelt so und nicht anders. Nicht, weil er so handeln will oder weil es für ihn oder die anderen Menschen vortheilhaft ist, sondern, weil er in dem Glauben, daß sein Leben in dem Willen Gottes ist, nicht anders handeln kann. Darin besteht die Eigenart des Handelns religiöser Menschen. Darum wird sich auch die Erlösung der Menschen von den Nöthen, die sie sich selbst bereiten, nur in dem Maß vollziehen, in dem sie sich in ihrem Leben von religiösem Bewußtsein leiten lassen, nicht vom Vortheil, auch nicht von irgend welchen praktischen Erwägungen.

So sonderbar es vielleicht den Menschen erscheinen mag, die mit Kriegsplänen, Rüstungen, diplomatischen Verhandlungen, mit der Verwaltung, mit Finanzen, mit wirthschaftlichen Maßregeln, mit revolutionärer und sozialistischer Propaganda und mit allerlei unnützen Wissenschaften beschäftigt sind, durch die sie die Menschen von ihren Nöthen zu erlösen gedenken: die Erlösung der Menschen, nicht allein von den Nöthen des Krieges, sondern von all den Nöthen, die sich die Menschen selbst bereiten, wird nicht von den Kaisern und nicht von denen kommen, die Weltbündnisse schließen. Nicht von den Menschen, die die Kaiser und Könige von den Thronen stürzen, sie durch Konstitutionen einschränken oder Monarchien in Republiken verwandeln, nicht durch die Friedenskonferenzen, nicht durch die Verwirklichung sozialistischer Pläne, nicht durch Siege und Eroberungen zu Land und zu Wasser, nicht durch Bücherjammungen, Hochschulen, nicht durch die unnütze geistige Betthätigung, die man jetzt Wissenschaft nennt, sondern nur dadurch, daß die Zahl der schlächtigen Menschen stetig sich mehrt, die, wie die Duschoborzen, die Drosjins, die Oskuwiks in Rußland, die Razarenner in Oesterreich, Gontabiers in Frankreich, Terres in Holland und Andere, das Ziel nicht

in der äußeren Umgestaltung des Lebens sehen, sondern in der pünktlichen Erfüllung des Willens Dessen, der sie ins Leben gesandt hat. Nur diese Menschen, die das Reich Gottes in sich, in ihrem Innern verwirklichen, werden, ohne daß sie unmittelbar zu diesem Ziel hinstreben, das äußerliche Reich Gottes begründen, das jegliche Menschenseele erwünscht.

Das Uebel, an dem die Menschen der christlichen Welt leiden, besteht darin, daß sie die Religion verloren haben. Die Einen haben die Uebergengung gewonnen, daß die bestehende Religion dem Grade der activen und wissenschaftlichen Entwicklung der Menschen unserer Zeit nicht mehr entspricht, und sind zu dem Ergebniß gelangt, daß es überhaupt einer Religion nicht mehr bedarf. Sie leben ohne Religion und prebigen die Nutzlosigkeit jeglicher Religion. Die Anderen halten an der verstümmelten Form fest, in der die christliche Religion jetzt gelehrt wird, und leben daher eben so ohne Religion; denn sie bekennen sich zu leeren Formen, die nicht die Kraft haben, dem menschlichen Leben als Leitstern zu dienen.

Und doch giebt es die Religion, die den Bedürfnissen unserer Zeit entspricht; ja, sie ist allen Menschen bekannt und lebt heimlich schon in den Herzen der Menschen der christlichen Welt. Damit diese Religion offenbar werde und hinlänglich für alle Menschen, ist nur nöthig, daß die Gelehrten, die Vorker der Massen, begreifen: die Menschen brauchen die Religion, die Menschen können ohne Religion ein gutes Leben nicht führen und Das, was wir die Wissenschaften nennen, kann uns die Religion nicht ersetzen. Die Menschen aber, die die Macht haben und die alte, leere Form der Religion bewahren, müssen erkennen, daß, was sie unter dem Schein der Religion aufrecht erhalten und lehren, nicht nur keine Religion ist, sondern ein Haupthinderniß für die Aneignung der wahren Religion, die die Menschen schon kennen und die einzig und allein sie von ihren Nöthen erlösen kann. Und so besteht denn das einzige, das wahre Mittel zur Erlösung der Menschen eben nur darin, daß wir aufhören, zu thun, was die Menschen verhindert, ihr ganzes Leben mit der echten Religion zu erfüllen, die in ihrem Bewußtsein lebt.

Ich hatte diesen Aufsatz abgeschlossen, als die Vernichtung von sechshundert unschuldigen Menschenleben aus Fort Arthur gemeldet wurde. Man sollte meinen, die nutzlosen Leiden und der Tod der unglücklichen, betrogenen, um ein Nichts in einen sicheren, schrecklichen Tod geschickten Menschen sollten Die zur Besinnung bringen, die diese Vernichtung bewirkt haben. Ich spreche nicht von Makarow und den andern Offizieren. Diese Menschen wußten genau, was sie thun und wofür sie es thun. Sie handelten freiwillig, um gewisser Vortheile willen, aus Ehrgeiz und eingehüllt in die offenbare Lüge des Patriotismus, die nur darum nicht entlarvt wird, weil Alle mitlügen. Ich spreche von den Unglücklichen, die man aus ganz Rußland zusammengetrieben hat, die man mit Hilfe des religiösen Betruges und unter Androhung von Strafe von ihrem ehrenhaften, vernünftigen, Nutzen bringenden, arbeitsreichen Familienleben losgerissen, die man bis an andere Ende der Welt gejagt, auf eine grausame, leicht zerstörbare Nordmaschine gesetzt und mit dieser dummen Maschine zusammen im fernem Ozean ertränkt hat, ohne einen zwingenden Grund, ohne jede Möglichkeit eines Nutzens all dieser Entbehrungen, Anstrengungen, Leiden und des Todes, die über sie gekommen sind.

Im Jahr 1830, während des polnischen Krieges, hat der Adjutant Wulaginski, den Klopiski nach Petersburg gesandt hatte, in einem Gespräch mit Diebitsch, das sie in französischer Sprache führten, auf die von Diebitsch gestellte Bedingung, die russischen Heere sollten in Polen eindringen, geantwortet: „Herr Marschall, unter solchen Bedingungen kann die polnische Nation dieses Manifest unmöglich annehmen.“ „Glauben Sie mir, der Kaiser wird keine Zugeständnisse mehr machen.“ „Dann sehe ich voraus, daß es einen Krieg geben wird; leider! Viel Blut wird fließen, viele unglückliche Opfer werden fallen.“ „Glauben Sie Das nicht! Auf beiden Seiten werden höchstens zehntausend Menschen fallen“, sagte Diebitsch, der das Französische mit deutschem Accent sprach. Er war überzeugt, daß er mit einem anderen Menschen, der eben so grausam war wie er, der dem russischen und dem polnischen Leben eben so fern stand wie er, zehntausend oder hunderttausend Russen und Polen mit vollem Recht das Todesurtheil sprechen dürfe. Man sollte es für unmöglich halten, so thöricht, so entseztlich ist es; und doch geschah es. Sechzigtausend Menschen, Erhalter ihrer Familien, gingen nach dem Willen dieser beiden Männer zu Grunde. Und das Selbe geschieht jetzt.

Um die Japaner nicht in die Mandchurie hineinzulassen und um sie aus Korea zu verjagen, werden aller Wahrscheinlichkeit nach nicht zehn-, sondern fünfzigtausend Menschenleben nöthig sein; vielleicht mehr. Ich weiß nicht, ob Nikolai der Zweite und Kutopatkin, wie Diebitsch, in Worten aussprechen, daß zu diesem Zweck nicht mehr als fünfzigtausend Menschenleben von russischer Seite nöthig seien. Sie denken es aber, müssen es ja denken; und das Werk, das sie thun, spricht für sich. Dieser ununterbrochene Strom unglücklicher, betrogener russischer Bauern, die man nach dem fernen Osten bringt, diese „nur“ fünfzigtausend lebenden Russen, die Nikolai Romanow und Urzei Kutopatkin zu töten beschlossen haben und töten werden, um die Dummheiten, Räubereien und allerlei Schenslichkeiten zu schützen, die in China und Korea unstillige, ehrgeizige Menschen angerichtet haben! Menschen, die jetzt ruhig in ihren Palästen sitzen und neuen Ruhm, neue Vortheile und neuen Profit von der Tötung dieser fünfzigtausend ganz unschuldigen, durch ihre Leiden und durch ihren Tod nicht das Geringste gewinnenden, betrogenen russischen Arbeiter erwarten. Um eines fremden Landes willen, auf das die Russen kein Anrecht haben und das man den berechtigten Besitzern geraubt hat, um eines Landes willen, das die Russen in Wirklichkeit gar nicht brauchen, wegen gewisser dunkler Geschäfte von Abenteurern, die in Korea aus fremden Wäldern Geld schlagen möchten, werden ungeheure Millionen verzehret. Das heißt: man wandelt den größten Theil der Arbeit des gesammten russischen Volkes in Schulden der künftigen Kinder dieses Volkes um, entreißt die besten Arbeiter der Stätte ihres Wirkens und schiebt erbarmungslos Tausende seiner Söhne in den Tod. Die Vernichtung dieser Unglücklichen hat ja schon begonnen. Und noch mehr: der Krieg wird von Demen, die ihn angezettelt haben, so schlecht, so nachlässig geführt, Alles ist so wenig vorhergesehen, so wenig vorbereitet, daß, wie eine Zeitung sagt, die Haupterfolgchance Rußlands darin besteht, daß es ein unerschöpfliches Menschenmaterial hat. Darauf bauen Die denn auch, die Zehntausende russischer Menschen in den Tod schicken.

Die Leute sagen: „Die betrübenden Mißerfolge unserer Flotte müssen auf dem Lande gerächt werden.“ Das heißt: da die Führung auf dem Meer schlecht

war und durch ihre Nachlässigkeit nicht nur Millionen des Volksvermögens, sondern auch Tausende von Menschenleben vernichtet hat, so entschädigen wir uns dadurch, daß wir noch etliche Zehntausende zum Tod auf dem Lande verurtheilen.

Die Wanderheuschrecke hilft sich über Flüsse dadurch hinweg, daß sie die unteren Schichten ertrinken läßt und aus den Leichen eine Brücke bildet, über die die oberen Schichten hinwegschreiten. So geht es jetzt dem russischen Volk. Und die erste untere Schicht beginnt schon, zu ertrinken, und bahnt den Weg für die anderen Tausende, die nach und nach eben so zu Grunde gehen werden.

Glaubt man nun etwa, daß die Künstler, die Organisatoren dieses entsetzlichen Werkes ihre Sünde, ihr Verbrechen zu begreifen anfangen? Ganz und gar nicht. Sie sind fest überzeugt, daß sie ihre Pflicht erfüllt haben und erfüllen, und sind stolz auf ihre Thätigkeit. Und sehen etwa die unglücklichen, der Vernichtung geweihten Tausende den Betrug, der an ihnen begangen wird? Noch weniger. Sie sind überzeugt, daß, was an ihnen gethan wird, nicht das Werk schlechter oder verrückter Menschen ist, sondern das Ergebnis des Waltens einer Elementarkraft, gegen die der Mensch nicht ankämpfen kann.

Man spricht von dem Untergang des tapferen Makarow, der, nach allgemeinem Urtheil, besonders gut Menschen töden könnte. Man beklagt die untergegangene treffliche Mordmaschine, die viele Millionen gekostet hat. Man überlegt, wo man einen zweiten, eben so guten Totschläger finden, wie man den armen, verrückten Makarow ersetzen kann. Man sinnt auf neue, noch wirksamere Mordwerkzeuge. Und all die Menschen, die an diesem schrecklichen Werk schuldig sind, vom Zaren bis zum letzten Zeitungschreiber, sie Alle rufen einstimmig auf zu neuen Sinnlosigkeiten, zu neuen Grausamkeiten, zur Steigerung der Verherrlichung und des Menschenhasses. „Makarow war nicht der einzige Mann in Rußland. Jeder Admiral, der an seine Stelle tritt, wird in seinen Spuren wandeln und den Plan und die Idee des ehrenvoll auf der Walstatt gebliebenen Kriegers ausführen“, las ich in der *Komoje Wremja*.

Verstet nicht Jedem ein, daß es nur eine Erlösung aus dieser Lage giebt: die von Christus verkündete? Suchet das Reich Gottes und seine Wahrheit (die, die in Euch ist); und alles Andere, all das irdische Glück, das der Mensch erstreben kann, wird sich von selbst verwirklichen. Das ist das Gesetz des Lebens. Das irdische Glück erreicht der Mensch nicht, wenn er diesem Glück blind nachstrebt; ein solches Streben entfernt vielmehr den Menschen meist von Dem, was er sucht. Nur wenn der Mensch gar nicht daran denkt, was praktisch nützlich sei, und der vollkommensten Erfüllung Dessen zustrebt, was er für seine Pflicht vor Gott, vor dem Ursprung und dem Gesetz seines Lebens ansieht, nur dann erreicht er nebenbei auch den praktischen Nutzen.

Und so können wir denn nur erlöst werden durch die Erfüllung des göttlichen Willens; jeder einzelne Mensch muß ihn in sich selbst erfüllen, in dem Theil der Welt also, die allein seiner Macht unterliegt. Das ist die wesentlichste, die einzige Bestimmung jedes einzelnen Menschen; und sie ist zugleich das einzige Mittel, durch das jeder einzelne Mensch auf seine Nebenmenschen einwirken kann. Daraus, nur daraus muß deshalb alle Anstrengung jedes Menschen gerichtet sein.



Adam Smith über Kurpfuscherei.

Mit der Bearbeitung Adam Smiths für die Sammlung „Geisteshelden“ betraut, muß ich den biographischen Theil natürlich auf die einzige vollständige Lebensbeschreibung stützen, die es — erst seit neun Jahren — giebt, nämlich John Rae's *Life of Adam Smith*. Darin finde ich nun ein Gutachten Smiths über Doctordiplome und Kurpfuscherei; und da ich in das Buch nur einen Auszug aufnehmen kann, eine deutsche Uebersetzung des wichtigen Werkes von Rae aber wunderlicher Weise noch nicht erschienen ist, glaube ich, dem Publikum einen Gefallen zu erweisen, wenn ich ihm an dieser Stelle das vollständige Gutachten übermittle.

Smith reiste im Frühjahr 1773 mit dem Manuscript des *Wealth of Nations* von Kirkcaldy nach London und verwendete dort beinahe drei Jahre darauf, es mit Sachverständigen durchzuberathen und zu ergänzen, ehe er es dem Drucker übergab. In dieser Zeit wurde Smith aufgefordert, sich in den Streit der Aerzte mit den Kurpfuschern einzumischen. Zwei kleine schottische Universitäten, St. Andrews und Aberdeen, verkauften das Doctordiplom Jedem, der Zeugnisse über seine medizinischen Kenntnisse von zwei praktischen Ärzten beibrachte, nach deren Qualifikation nicht weiter geforscht wurde. In London betrieben Agenten die Beschaffung solcher Diplome gewerdmäßig und England wurde mit schottischen Doktoren überschwemmt, die „kaum eine Arterie von einer Vene unterscheiden konnten.“ Man mißtraute deshalb allen schottischen Diplomen, auch denen der Universitäten Edinburgh und Glasgow, die korrekt zu verfahren pflegten, und in einem einzelnen Fall wurde Edinburgh beschuldigt, einen Menschen, allerdings nicht ohne Prüfung, promovirt zu haben, dessen Unfähigkeit an einem londoner Hospital offenkundig geworden sei. Das berührte die edinburgher Herren sehr peinlich. Im Jahre 1774 wurde der Herzog von Buccleugh, den Smith als Tutor auf seiner Auslandsreise begleitet hatte und der seitdem in freundschaftlichem Verkehr mit ihm geblieben war, zum Ehrenmitglied der medizinischen Fakultät Edinburgh ernannt und versprach ihr bei dieser Gelegenheit, im Parlament dafür zu wirken, daß dem Unfug gesteuert werde, der die schottischen Universitäten in Mißcredit bringe. Die Fakultät (ich übersehe *College of Physicians* so, obwohl dieser Ausdruck wahrscheinlich nicht ganz das Selbe bezeichnet, was wir heute unter einer Fakultät verstehen) setzte für die Regierung eine Denkschrift auf, die Buccleugh überreichen sollte, und schlug darin ein Gesetz vor, daß der Doctorgrad, wenn es nicht *honoris causa* geschehe, nur solchen Kandidaten verliehen werden dürfe, die zwei Jahre an einer Universität Medizin gehört und die Prüfung bestanden hätten. Sollte sich die Regierung für eine augenblickliche Entschließung nicht genügend vorbereitet fühlen, so möge sie die Sache durch eine König-

liche Kommission untersuchen lassen. Buccleugh übersandte die Denkschrift Smith zur Begutachtung und ersuchte ihn, das Gutachten dem Dr. Cullen zu übersenden. (Dieser stand dem großen Nationalökonomten im letzten, dem edinburgher Abschnitt seines Lebens als Hausarzt und Freund nah.) Wer Smith kennt, weiß ja im Voraus, daß er ein neues Univeritätsprivileg nicht gerade dringend empfohlen haben wird; aber was er nun im Einzelnen wirklich gesagt hat, kann man doch nicht errathen. Sein Schreiben an Cullen lautet:

„Lieber Doktor! Ich habe mich wider Sie und den Herzog von Buccleugh vergangen, dem ich versprochen hatte, mit einer der nächsten Posten zu schreiben. Um die Wahrheit zu gestehen: über Dingen, die sich unmittelbar nach des Herzogs Abreise ereigneten und die mich lebhaft interessirten, habe ich diese Angelegenheit, die mich ganz und gar nicht interessirt, vergessen.

Die schottischen Univeritäten in ihrem heutigen Zustande halte ich, trotz all ihren Fehlern, für die besten Lehranstalten Europas. Vielleicht sind sie nicht weniger als irgend eine andere Institution dieser Art dem Gesetz unterworfen, daß in ihrer Verfassung selbst schon ein Keim der Verderbniß steckt. Ich weiß wohl, daß sie bedeutender Verbesserung fähig wären, und um eine solche zu bewirken, wäre eine Visitation durch eine königliche Kommission das einzige geeignete Mittel. Ehe man jedoch einer mit so unumschränkten Vollmachten ausgerüsteten Behörde die Verbesserung einer Institution anvertraut, die so schon ganz gut ist, wird man als vorichtiger Mann erst wissen wollen, welche Personen Aussicht haben, zu Mitgliedern der Kommission ernannt zu werden, und welcher Reformplan ihnen zuzutrauen ist; aber zur Zeit ist die Zahl der Leute, die sich für befähigt und berufen halten, die Angelegenheiten Schottlands zu besorgen, so groß, daß Sie auf diese zwei Fragen so wenig Antwort geben können wie ich. Wie würde es sehr verständlich erscheinen, unter diesen Umständen eine solche Maßregel zu ergreifen wegen eines Mißbrauches, der vielleicht keinen großen Schaden anrichtet. Später bietet sich vielleicht eine Gelegenheit, die Reform mit geringerem Risiko durchzuführen. Die Besorgniß hege ich nicht, daß Seine Majestät oder ein Minister des Königs — und handelte es sich auch um eine viel wichtigere Sache als um die schottischen Promotionen — je einmal in einer nicht streng gesetzlichen Weise mit Ermahnungen, Drohungen oder sonstwie sich in die Angelegenheiten einer Korporation einmischen könnte.

Sie schlagen also vor, zur Doktorprüfung solle kein Kandidat zugelassen werden, der nicht nachweisen kann, daß er wenigstens zwei Jahre an einer Univerität studirt hat. Würde eine solche Anordnung nicht die Unterdrückung aller Privatlehrer, eines Hunter, Hewson, Fordyce, bedeuten? Die Schüler solcher Lehrer verdienen die Ehren und Vortheile, die ein akademischer Grad verschafft, mehr als der größte Theil Derer, die viele Jahre auf Uni-

verstärkt zugebracht haben, wo die verschiedenen Zweige der medizinischen Wissenschaft entweder gar nicht oder nur ganz oberflächlich gelehrt werden- so daß es ist, als würden sie nicht gelehrt. Hat ein Mann seine Sache gelernt, so ist es gleichgiltig, wo und von wem er sie gelernt hat.

Das Monopol auf den Unterricht in der Medizin, das ein solches Gesetz den Universitäten verleihen würde, müßte nach meiner Ansicht ihr künftiges Gedeihen gefährden. Monopole sichern selten die Güte der Leistung; und Vorlesungen, die der Student besuchen muß, mag er einen Nutzen davon haben oder nicht, werden kaum gut ausfallen. Ich habe über diesen Gegenstand viel nachgedacht, die Verfassung und die Geschichte mehrerer der vornehmsten Universitäten Europas durchforscht und habe mich überzeugt, daß die Korruption und die Verachtung, der die meisten verfallen sind, zwei Hauptursachen hat: die hohe Besoldung der Professoren, die diese Männer von Fleiß und Leistung unabhängig macht, und die große Zahl der Studenten, die, um einen akademischen Grad oder die Erlaubniß zur Ausübung eines Berufes oder Stipendien und andere Unterstützungen zu erlangen, gerade diese Universitäten besuchen müssen, einerlei, ob der Unterricht, den sie dort empfangen, etwas werth ist oder nicht. Bis zu einem gewissen Grade wirken ja diese Ursachen der Verderbniß auch an den schottischen Universitäten; aber an den besten von ihnen in einem weit geringeren Grade als an den meisten ähnlichen Lehranstalten: und diesen Umstand halte ich für die wirkliche Ursache ihrer Vortrefflichkeit. Besonders bei der edinburgher medizinischen Fakultät sind die Professorengehälter ganz unbeträchtlich; sie verfügt auch über wenige Stipendien und das Privileg ihrer Promotionen wird von allen in- und ausländischen Universitäten durchlöchert. Das genügt vollständig zur Erklärung der Thatsache, daß sie allen medizinischen Lehranstalten Europas überlegen ist.

Einem Menschen, aber den man nichts Zuverlässiges weiß, ein Zeugniß ausstellen, ist gewiß eine Praxis, die sich nicht rechtfertigen läßt. Doch machen sich dieser Praxis die gewissenhaftesten Menschen ohne eignes Interesse, aus bloßer Gutmüthigkeit, manchmal schuldig. Ich vertheidige diese Praxis nicht; aber von ihrer Unschönheit absehend frage ich: Leidet das Publikum darunter? Sie werden antworten: Der Dokortitel verschafft einem Manne Ansehen und Vertrauen, erweitert seine Praxis und damit den Bereich, in dem er Unheil anrichten kann; wahrscheinlich wird dadurch auch sein Selbstvertrauen und damit seine Beneigntheit, Unheil anzurichten, gesteigert. Es wäre thöricht, bestreiten zu wollen, daß ein leichtsinnig verliehener akademischer Grad manchmal solche Folgen haben kann; aber daß diese je einmal sehr beträchtlich werden sollten, vermag ich nicht zu glauben. Daß Doktoren so gut wie andere Leute mitunter Narren sind: diese Thatsache gehört heute wahrlich nicht mehr zu den tiefen Geheimnissen, die sich nur dem Gelehrten erschließen.

Der Titel imponirt gar nicht besonders und es wird selten vorkommen, daß Jemand seine Gesundheit einem Manne anvertraut, nur weil dieser Mann Doktor titulirt wird. Der Vertrauensmann zeichnet sich fast immer durch Kenntnisse und Fertigkeiten aus, die ihm auch ohne den Titel Vertrauen erwerben würden. Die Personen, die sich in der gerügten Weise den Dokortitel verschaffen, sind meist Wundärzte und Apotheker, die als Aerzte praktiziren, aber, weil sie nur Wundärzte und Apotheker sind, nicht als Aerzte honorirt werden; nicht sowohl um ihre Praxis zu erweitern, als um auf das ärztliche Honorar Anspruch machen zu können, erstreben sie den Dokortitel. Daß sie ihn wirklich, sei es auch unverdient, bekommen, kann dem Publikum keinen großen Schaden zufügen. Als die Universität St. Andrews den Green, einen herumziehenden Charlatan, promovirte, hat sie sich lächerlich gemacht; aber was thut Das dem Publikum? Green blieb, was er gewesen war, ein Stages-Doktor [gemeint ist jedenfalls ein Kerl, der auf Jahrmärkten seine Bude aufschlägt], und vergiftet jetzt gewiß nicht einen Menschen mehr, als er vor seiner Graduirung zu vergiften pflegte. Charlatans erregen den Unwillen der Fakultät, [hier ist mit faculty ohne Zweifel die Aerztezung gemeint] nicht in dem Grade wie die angeseheneren Kurpfuscher [quacks]. Jene sind zu verächtlich, als daß man sie für Konkurrenten ansehen könnte; sie vergiften nur armes Volk und die Kupfermünzen, die man ihnen im Taschentuch zuwirft, würden sich niemals in die Tasche eines ordentlichen Arztes verirren. Mit dem Kurpfuscher ist's anders: er schnappt manchmal Geld, das einem Würdigeren gebührt. Kuriren nicht auch alte Weiber auf dem Lande? Warum klagt man nicht über sie? Was ist also für ein großes Unglück dabei, wenn mancher graduirte Arzt eben so unwissend ist wie ein altes Weib? Das unbärtige alte Weib bekommt kein Arzthonorar, das bärtige bekommt es: Das, vermute ich, ist es, was die Kollegen in Harnisch bringt.

Niemals hat es eine Universität gegeben und niemals, wage ich zu behaupten, wird es eine geben, die die Heilkunst ihrer Graduirten zu verbürgen vermöchte. Die strengsten Universitäten verleihen den Grad nur solchen Studenten, die eine vorgeschriebene Zeit an der Anstalt zugebracht haben. Was die Professoren bestimmt, einen längeren Aufenthalt zu fordern, ist ihr Wunsch, von den Studenten einen größeren Geldnutzen zu ziehen. Hat der Student nur seine Zeit ausgehalten, so wird ihm der Doktorgrad fast nie verweigert. Was man die Prüfung nennt, hat dabei weiter nichts zu bedeuten. Ihr in Edinburgh prüft gewiß so ernsthaft, vielleicht ernsthafter als irgend eine Universität Europas; aber wenn ein Student einige Jahre unter Euch gewilt, sich gegen alle Professoren pflichtgemäß betragen, alle Vorlesungen regelmäßig besucht hat und sich dann zur Prüfung stellt, so vermute ich, Ihr werdet nicht grausamer sein als die Herren anderer Univer-

itäten. Einigenſber von Euch Graduirten iſt es begegnet, daß ihnen, als ſie hier um dieſe Konzefſion baten, das Arztekollegium den Rath gab, ihre Studien fortzuſetzen. Ueber einige Fälle, in denen Kandidaten die Konzefſion verweigert wurde, bin ich genau unterrichtet und weiß, daß die Entſcheidung gerecht, nämlich dem Grundſatze gemäß war, nach dem allein ſolche Entſcheidungen geſällt werden ſollen: die Kandidaten waren unwiſſend in ihrem Fach.

Ein akademiſcher Grad kann höchſtens die Kenntniſſe des Graduirten — und auch dieſe nur ſehr unvollkommen — verbürgen; für ſein geſundes Urtheil und ſeine Umſicht, Eigenſchaften, die keine Prüfung zu ermitteln vermag, kann ſie gar keine Sicherheit gewähren: und ohne dieſe beiden Eigenſchaften macht die Annahme, die gewöhnlich das Wiſſen begleitet, die Ausübung der ärztlichen Praxis zehnmal gefährlicher, als grobe Unwiſſenheit es thut, wenn ſie mit einiger Beſcheidenheit und mit Mißtrauen in die eigene Kunſt verbunden iſt. Da ein Titel trotz allen geſetlichen Vorſchriften nie etwas Anderes ſein kann als ein Stück Marktſchreierei [quackery; wir ſagen heute: Reklame], ſo liegt es im Intereſſe des Publikums, daß er für nichts Anderes gehalten werde. Und im Intereſſe der Univerſitäten liegt, daß ihnen nicht Privilegien Frequenz ſichern, ſondern daß ſie ſich dieſe mit ihrer Tüchtigkeit und ihrem Fleiß im Unterrichten ſelbſt ſichern müſſen und daß ihnen nicht geſtattet werde, ſich der Marktſchreierkünſte zu bedienen, die die Hälfte von ihnen in Verruſ gebracht und entwürdigt haben.

Wenn man die Verleihung eines Grades von einer gewiſſen Dauer des Univerſitätsſtudiums abhängig macht, ſo iſt ſolche Vorſchrift nichts weiter als ein Lehrlingsgeſetz: und ein ſolches wird die Wiſſenſchaft ganz ſo fördern, wie die übrigen Lehrlingsgeſetze das Handwerk und die Induſtrie gefördert haben. Die Lehrlingsgeſetze haben mit den anderen Zunftgeſetzen zuſammen die Gewerbe aus den meiſten künſtleriſch organiſirten Stadtbürgerschaften vertrieben. Eben ſo haben die Grade mit anderen Einrichtungen zuſammen, die dem ſelben Geiſt entſtammt, alle nützliche und gebiegene Unterweiſung aus den meiſten Univerſitäten verbannt. Schlechte Arbeit und hohe Preise waren die Wirkung des einen Monopoles; und das andere hat nichts bewirkt als Marktſchreierei, Schwindel und übermäßig hohe Honorare. Der Gewerbfleiß mancher Dörfer hat den von den ſtädtiſchen Zünften angerichteten Schaden einigermaßen wieder gut gemacht; und das Intereſſe einiger armen Profeſſoren an armen Univerſitäten, die für den Studentenzufluß ungünstig liegen, hat den Nachtheilen vorgebeugt, die das von den reichen Univerſitäten erſtrebte Monopol zur Folge haben würde. Die großen und reichen Univerſitäten haben meiſt nur ihre eigenen Studenten (und auch dieſe nur nach übermäßig langem Aufenthalt in der Anſtalt) promovirt; fünf bis ſieben Jahre wurden für den Magiſter artium, elf bis ſechzehn für den Doktor

der Rechtswissenschaft, der Theologie, der Medizin gefordert. Die armen Universitäten, die es zu keiner großen Studentenzahl brachten, benutzten das einzige Mittel, mit dem sie ein paar Groschen herauszuschlagen konnten, und verkauften ihre Grade Jedem, der danach verlangte, ohne den Besuch einer Hochschule zu fordern, und ohne gehörige Prüfung. Je bequemer sie es den Leuten machten, desto mehr Geld verdienten sie, — und es fällt mir wahrlich nicht ein, eine so schmutzige Praxis vertheidigen zu wollen. Da alle Universitäten ursprünglich geistliche Stiftungen waren und unter dem Protektorate des Papstes standen, so hatte der Grad, den eine Universität verlieh, in der ganzen Christenheit Geltung und die Hochachtung, die sogar in protestantischen Staaten ausländischen Graden erwiesen wird, muß als ein übrig gebliebenes Stück Papstthum angesehen werden. Daß man nun, besonders als Arzt, von armen Universitäten den Dokortitel so leicht bekommen kann, hat zwei Wirkungen, die für das Publikum äußerst vortheilhaft, aber freilich für die an anderen Universitäten Graduirten, die sich viel Zeit und Geld kosten ließen, äußerst unangenehm sind. Erstens hat dieser Titelschacher die Zahl der Doktoren vermehrt und dadurch die Arzthonorare ermäßigt oder wenigstens am Weitersteigen verhindert. Hätten die Universitäten Oxford und Cambridge erreicht, daß sie allein England mit Doktoren der Medizin versorgen dürfen, so würde der Preis für eine Palsbefähigung von zwei oder drei Guineen — so hoch sind wir glücklich gekommen — auf das Doppelte oder Dreifache dieser Summe gestiegen und zugleich würden die englischen Ärzte die unwissendsten Quacksalber der ganzen Welt geworden sein. Zweitens hat der Schacher den Rang und die Würde eines Doktors wesentlich herabgedrückt, was natürlich nicht hindert, daß er als ein kenntnißreicher und tüchtiger Arzt geschätzt und gesucht wird, wenn er ein solcher ist. Ist er nicht, dann kann ihm der Dokortitel nicht mehr viel nützen; aber ist es in der Ordnung, daß er ihm in diesem Fall überhaupt noch nützt? Hätten die reichen Universitäten ihr Privilegium durchgesetzt, so würden Wissen und Tüchtigkeit gar keine Chancen mehr haben. Der Dokortitel würde hinreichend, seinem Besitzer Rang, Ansehen und Einkommen zu sichern. Im Interesse des Publikums aber liegt, daß in jedem Beruf der Erfolg so viel wie möglich auf dem Verdienst und so wenig wie möglich auf Privilegien beruhe. Das liegt sogar auch im Interesse der Berufsstände selbst; denn jeder von ihnen kann dem größeren Theil seiner Mitglieder begründete Hochschätzung durch nichts wirksamer sichern als durch das Festhalten an diesem liberalen Grundsatz. Und dieser Grundsatz sichert ihnen zugleich so viel Beschäftigung, wie das Land zu gewähren vermag. Der große Erfolg der Marktschreierei in England kommt nur von der Marktschreierei der wirklichen Ärzte; unsere schottischen Ärzte verlegen sich wenig auf Marktschreierei; deshalb machen Marktschreier bei uns keine Geschäfte.

Selbstverständlich erkenne ich an, daß der Handel mit akademischen Graden Denen Schande macht, die ihn betreiben, und es betrübt mich, daß er von so achtbaren Körperschaften betrieben wird, wie die schottischen Universitäten sind. Aber weil er als Korrektiv dem Zunftgeist entgegenwirkt, der alle wohlhabenden und mächtigen Korporationen beseelt und der sonst unerträglichen Schäden anrichten würde: deshalb bestreite ich, daß er die Interessen des Publikums verlege. Und was die edinburgher Aerzte jetzt als ein Unglück empfinden, ist vielleicht die Ursache ihrer anerkannten Ueberlegenheit über alle anderen Aerzte. Das dortige Königliche Aerztekollegium, sagt Ihr, wird durch seine Statuten genöthigt, allen Graduirten schottischer Universitäten ohne Prüfung die Konzession zu ertheilen. Das mag Euch Alle oft in die Lage bringen, mit sehr unwürdigen Kollegen zusammen konsultiren zu müssen. Auf diese Weise kommt Euch zum Bewußtsein, daß Ihr Eure Würde ausschließlich auf Euer Verdienst gründen müßt und auch nicht zum kleinsten Theile auf Euren Titel gründen dürft, den Ihr mit Menschen gemein habt, die Ihr verachtet. Da Ihr so auf Euren Dokortitel kein Gewicht legen könnt, fühlt Ihr Euch um so mehr verpflichtet, auf Euren Charakter als Menschen, als Gentlemen, als Männer der Wissenschaft zu achten. So kann die Verächtlichkeit der Kollegen die Quelle Eures hohen Werthes sein. Ihr erfreut Euch jetzt eines wundervollen Wohlbestehens; und wenns Einem so gut geht, dann — seid versichert! — ist es immer ein' Bißchen gefährlich, noch eine Vermehrung des Wohlbestehens zu erstreben.

Adieu, lieber Doktor! Nachdem ich zuerst den Ihnen schuldigen Brief so lange verschoben habe, werden Sie mir nun wohl dafür, daß ich ihn geschrieben habe, ein Ohr abreißen. Aber ich bleibe trotzdem in herzlichster Zuneigung der Ihre

London, 20. September 1774.

Adam Smith.*

Wenn sich Adam Smith heute bei uns umsehen könnte, würde er wahrnehmen, daß der Dokortitel nicht die Berechtigung zum Praktiziren verleiht, daß das Staatsexamen die Kenntnisse des jungen Mediziners hinlänglich und seine praktische Tüchtigkeit einigermaßen verbürgt, daß bei der reichen Entfaltung der medizinischen Wissenschaft und der nicht minder reichen Ausstattung unserer Hochschulen das Universitätsstudium schwerlich durch Selbststudium und Unterricht bei Privatlehrern ersetzt werden kann und daß trotz Alledem der ärztliche Gewerbebetrieb frei gegeben ist. Die heutige Lage bei uns ist also, abgesehen von der Klage der Aerzte über Kurpfuscherei, grundverschieden von der Lage in Großbritannien vor hundertunddreißig Jahren. Ob aber nicht aus Smiths Gutachten auch noch für die heutige Zeit Manches zu lernen ist? Das zu beurtheilen, überlasse ich Denen, die mit der heutigen Medizin mehr Erfahrungen am eigenen Leibe gemacht haben als ich.

Reiße.

Karl Zentsch.

Immobilisirung.

Die Deutsche Bank hat ihre 20, die Dresdener ihre 30 neuen Millionen. Beide wollen ihr Depositengeschäft noch ausdehnen: wir werden also einen lieblichen Konkurrenzkampf erleben. Herr Eugen Gutmann wird einstweilen stolz darauf sein, daß ihm die Angliederung der Deutschen Genossenschaftsbank gelungen, der Deutschen die Transaktion mit der Berliner Bank mißlungen ist. Ob die Entwicklung diesen Stolz als berechtigt erweisen wird, ist eine andere Frage. In beiden Generalversammlungen ging natürlich Alles glatt, in Berlin wie in Dresden; und in Berlin wurde, eben so natürlich, erklärt, die Deutsche werde ihre Kenntniß der Interna nicht benutzen, um der Berliner Bank die Kundschaft abzufangen. Zur Verkündung solchen Edelmutheß war Herr Rudolf Koch auserwählt worden.

Fusionen und kein Ende also. Fast sieht es aus, als sollte in diesem Sommer auch der Finanzkritiker nicht zur Ruhe kommen. Bei den Banken hört's einstweilen auf; in der Industrie scheint der Tanz aber von vorn anfangen zu wollen. Immer die selbe Geschichte. Nur die Landaus wechseln; und die Provisionen sind selten so groß wie die dem behähigen postillon d'amour verheißene, der zwischen der Deutschen und der Berliner Bank so eufsig hin und her ging. Der Lindwurmidter Jarislowsky, dem die Vorsehung die Gnadengabe der Ubiquität verlieh, wird, wenn er seiner Pflicht eingedenk ist, auch in der Generalversammlung erscheinen, die der Fusion der Harpener Bergbaugesellschaft mit der Ruhrorter Kohlen- und Schifffahrtsgesellschaft (vormals Rannengießer) jezt ihren Segen ertheilen soll. Wird er auch da sein bewährtes Veto gegen die Absichten der Verwaltung in den Saal schmettern? Vielleicht; nützen wir's ihm jedenfalls nichts. Die Harpener haben sich das Kaufobjekt genau angesehen und denken nicht im Traum daran, auf den Erwerb zu verzichten, wie die Deutsche Bank, aus der Noth eine Tugend machend, auf die Berliner Bank, als sie fand, die Kommerz- und Diskontobank habe die Waare um etliche Millionen überschätzt. Das Gerücht von der Fusion Hibernia-Ewald wird noch dementirt; in dieser schlechten Welt darf ein Dementi aber nie zu ernst genommen werden. Was gestern für die Besse Blumenthal recht war, kann morgen für die Besse Ewald billig sein. Also wirklich noch immer Fusionen. Und kommt dazu, wie bei der Harpener, nun gar eine Kapitalövermehrung, deren Betrag den Preis des abzulösenden Objektes wesentlich übersteigt und verräth, daß die Fusion nur als Vorwand zur Anschaffung neuer Mittel benutzt wird, dann wird die Börse stutzig; um so mehr natürlich, wenn der Transaktion eine Erhöhung der Dividende folgt. Zwei Jahre lang haben die Harpener zehn Prozent vertheilt. Selbst ohne Kapitalerhöhung hätte man auch diesmal nur eben so viel erwartet. Da geschieht das Unerhoffte: das Kapital wird von 60 auf 70 Millionen vermehrt, der größere Theil der neuen Millionen dient zum Ankauf eines Unternehmens, das in den letzten beiden Jahren nur sechs Prozent vertheilte, — und das Fazit ist: die Harpener Dividende steigt von zehn auf elf Prozent. Das ist ein grünem Holz möglich. Wenn eine kleinere Gesellschaft sich Ähnliches erlaube, säßen die Flüche nur so in der Luft herum. Aber Harpen wird von Berlin aus beherrscht; und was die Berliner Hochfinanz verfügt, ist wohlgethan. Salvo errors. Dabei geht das Kofsgeschäft, das für das Gedeihen der Kohlengesellschaften so wichtig

ist, schlechter als im vorigen Jahr. Ein anmuthiges Intermezzo war die falsche Dividendenschätzung bei der Hedwigshütte. Die Deute, die sich täuschen ließen, verloren über Nacht ein recht hübsches Stück Geld und die Geschichte könnte dem Staatskommissär der Börse Stoff für eine hochnotpeinliche Untersuchung liefern, die man gern vermieden sähe, wenn man gerade die Perlenreise anzutreten wünscht. Ja, in diesem Sommer wird tüchtig gearbeitet; sonst wäre auch ein so wichtiger Schritt, wie die Synbizirung der deutschen Akkumulatorenwerke einer ist, nicht fast unbemerkt geblieben. Die Akkumulatoren-Industrie verschlingt etwa ein Viertel des Kapitals, das im Deutschen Reich für elektrische Unternehmungen verwendet wird. Auf diesem Gebiet hat sich die Berliner Aktiengesellschaft Hagen ein Monopol geschaffen; mit Feuer und Schwert, aber ohne viel Lärm. Nach amerikanischem Muster wurden die Preise geworfen und wiederum nach amerikanischem Muster wurde auf dem Schlachtfeld Friede geschlossen. Hagen, dem wohl sicher aus Rathenaus Schmiede der Ring geliefert wurde, diktirte die Bedingungen. Wieder eine Etape auf dem Weg zur allgemeinen Industrie-Vertrufung, die wir unseren Meistern, den Yankee, nicht schnell genug nachmachen können.

Mehr kann man von der stillen Jahreszeit eigentlich nicht verlangen. Doch kam es noch besser. Ein Bauherr, der sich als Besitzer des Apotheaters einen Namen zu machen verstand, stellt seine Zahlungen ein und — behold! — in der Gläubigerliste sieht man staunend unsere größten Banken mit beträchtlichen Summen prangen. Nicht nur die Berliner Bank, die überall dabei sein muß, wo Etwas zu verlieren ist, sondern auch die Deutsche Bank, und zwar, wie es ihrem Range gebührt, mit der stattlichsten Ziffer. Die Einzelheiten der von den Banken mit Herrn Ziegler gemachten Geldgeschäfte werden vermuthlich niemals ans Tageslicht kommen. Ziegler ist ein Schwager des im Gefängniß sitzenden Eduard Sanden, war mit dessen Concern verquickt und die Großfinanz hat unter dem Eindruck der Spielhagen- und Pommern-Prozesse die Last an öffentlicher Behandlung dieser berückichtigten Materie nachgerade verloren. Man hat Herrn Ziegler ein Roratorium gewährt, obwohl er sich nicht einmal persönlich in die Versammlung bemühte, um den Gläubigern seine Bitte mündlich zu wiederholen. Lieber Gras über die Geschichte wachsen lassen, über den letzten Ausläufer des Sanden-Pommern-Gebirges mit seinen vielen gefährlichen Schluchten, als noch einmal am Pranger stehen. Bares Geld kommt ja doch nicht heraus. Auf die Einzelheiten aber braucht man gar kein Gewicht zu legen. Hauptsache ist: Ziegler, ein Immobilien-Gläubiger, hat bei den Instituten des Mobiliarkredites offene Thüren gefunden. Und in der selben Zeit, wo diese auffällige Thatsache bekannt wird, gründet die Gruppe Dresdener-Schaaffhausen eine Bodenkreditgesellschaft, deren Nominalkapital (nur zwei Millionen) keinen Zweifel darüber läßt, mit weissen Mitteln ihre Geschäfte gemacht werden sollen. Daß diese Bodenkreditanstalt in erster Linie dem Terrainsbesitz der Dresdener Bank und ihrer Tochtergesellschaften dienen, ihn durch die Gewährung von Baugeldern unterstützen soll, ist richtig, macht die Sache aber nicht besser; eher noch schlimmer. Sie hat nur eine gute Seite. Man weiß jetzt wenigstens, woran man ist.

Ob der Sommer, der die Insolvenz Ziegler's und die Gründung der Berlinischen Bodenkreditgesellschaft brachte, dem Unfug ein Ende machen oder eine neue Aera einleiten wird, die diesen Mißstand legalisirt und zum System er-

weiter? Das ist die Frage. Ein Unfug der größten Art ist die Vermengung von Mobilien- und Immobilien-Kredit. Sachverständige haben mehr als einmal schon gefragt, ob es nachgerade nicht rathsam sei, auch in Deutschland Depositen- und Emission-Banken streng zu scheiden. Der Vorschlag wurde von den Gewaltigen der Behrenstraße belächelt; seine Durchführung hätte eine so völlige Verschiebung der Machtverhältnisse bewirkt, wie sie dem Gehirn eines berliner Großbankdirektors oder gar eines Aufsichtsrathsmitgliedes niemals faßbar gewesen wäre. Von dem Plan, durch gesetzliche Vorschrift eine bestimmte Zusammensetzung der Reserven von Aktiengesellschaften — vor Allem also von Banken — zu erzwingen, hört man auch längst nichts mehr. Und die Novelle zum Börsengesetz, die im Wesentlichen Alles beim Alten läßt, bedroht die großen Banken sicher nicht mit ernstester Gefahr. Dieses Nüchternen jedes Versuches, ihrer Freiheit Schranken zu setzen, hat die großen Herren ein Bißchen übermüthig gemacht. Sie glauben offenbar, daß sie, für die volkswirtschaftliche Erfahrungen nur alle Kamellen sind, thun dürfen, was ihnen beliebt. Für sie giebt es nur die Erfahrungen, die sie selbst machen, die Lehren, die sie aus dem eigenen Schaden ziehen. Auch die Scheidelinie zwischen Mobilien- und Immobilien-Kredit wird nicht mehr beachtet. Diese Entwicklung scheint uns nicht ungefährlich. Die starke Betheiligung unserer Großbanken an den Terrain- und Baugesellschaften mußte schon lange Bedenken erregen. Nicht etwa, weil die Expansion Berlins und anderer deutschen Großstädte eines Tages plötzlich aufhören wird — Das ist nach aller Erfahrung nicht zu fürchten —, sondern, weil eine Finanzkrisis eintreten kann, in der sich dann bei den Instituten des Mobilienkredites jede größere Immobilisirung ihres Kapitals bitter rächen würde. Nur ein Kind oder ein blinder Optimist kann sich durch den heutigen Zustand in den Wahn lassen lassen, eine Finanzkrise sei überhaupt nicht mehr möglich. Noch schlimmer ist aber, daß die Großbanken selbst in das Gebiet des Immobilienkredites übergreifen, ganz offen sogar, wie das Beispiel der Dresdener Bank zeigt. Die Mobilienkreditinstitute haben die Aufgabe, die Kapitalien, die sie heranziehen, für die Zwecke des Mobilienkredites nutzbar zu machen; sie sollen sie nicht in Grund und Boden festlegen. Das ist die Sache des *Crédit Foncier*, dem der großartige Apparat der Versicherungsgeellschaften eine jedem Bedürfnis genügende Ausdehnung verschafft hat. Aktien und Obligationen von Hypothekarinstituten mögen die Effektenbanken in ihrer Kundenschaft unterbringen; hier ist ihrem Willen nur durch ihr Können die Grenze gesetzt. Das eigentliche Hypothekengeschäft aber sollten sie meiden; sonst werden sie bald selbst nicht mehr wissen, wie es um sie steht. Die Gründung der Berlinischen Bodenkreditgesellschaft bleibt hoffentlich vereinzelt. Ober muß wieder erst der Staat zu Hilfe gerufen werden? Das dürfte man nicht abwarten. Zieht das Gesetz den Effektenbanken einmal Schranken, dann werden vermuthlich auch andere Vorschläge der Theoretiker endlich ausprobiert und den Großen trübe Stunden bereitet. Der kluge Mann baut vor. Das Gebiet der Effektenbeherischer ist wahrlich groß genug; heimische und fremde Fonds, alle Eisenbahnen der Erde, Eisen, Kohle, Stahl, Elektrizität und jede andere Industrie, Goldminen und Petroleum, zuerst und zuletzt das reguläre Bankgeschäft: dabei läßt sich schließlich ganz anständig leben. Somewhere you must draw the line, gentlemen. Dis

Notizbuch.

Zehaler, Reblaus, Sondergerichte für Kaufleute: mit diesen wunderschönen, un-
 gemein wichtigen Dingen hat der Reichstag sich in den letzten Wochen seines
 Sommerlebens beschäftigt. Dann vertagte er sich bis in den November. Nicht Viele
 trauern ihm nach. Eine große Gruppe aber, die der aktiven und inaktiven Offiziere,
 hatte gehofft, daß er sich diesmal endlich mit ihren Angelegenheiten beschäftigen würde.
 Ist das Gesetz, das die Militärpensionen regeln sollte, endgiltig aufgegeben? Seit
 Jahren wird dieses Gesetz versprochen, von Zeit zu Zeit hört man, der Bundesrath
 werde sich nächstens damit beschäftigen; doch immer bleibt's beim Werde. Auch das
 Militärkabinet scheint sich für die Sache nicht zu interessiren; und hätte doch Grund
 dazu. Der Zustand ist nachgerade unhaltbar geworden. Underthalb Jahre Fährlich,
 fünfzehn Jahre und etliche Monate Lieutenant: so ungefähr um's sechsendreißigste
 Lebensjahr fängt dann endlich die Hauptmannsmisere an. Eine Misere ist's. Wir haben
 im Reich Nothkes schon eine elfjährige Hauptmannszeit erreicht, von der mindestens
 fünf bängliche Jahre in der zweiten Gehaltsklasse verstöhnt werden. Die ältesten
 Hauptleute werden jetzt manchmal zu überzähligen Majoren „befördert“ und ihren Re-
 gimentern aggregirt; so lange sie aber nicht in die etatmäßigen Stellen der Bataillon-
 chefs vordrücken, beziehen sie nur Hauptmannsgehalt. Aus einem Dispositionsfonds des
 Kaisers. Der scheint nun so stark in Anspruch genommen zu sein, daß ein Theil der
 Ueberzähligen einfach den früheren Hauptmannsfold weiterbezieht und neue Com-
 pagniechefs einstweilen nicht ernannt werden können. Bald wird's wieder so weit sein
 wie vor fünfzig Jahren, wo Vater und Sohn als Hauptmann und Lieutenant in der
 selben Front stehen konnten. Würden die Pensionen endlich zeitgemäß erhöht, dann
 könnte das Militärkabinet die angenehme Thätigkeit des Absagens mit erneuter
 Kraft wieder aufnehmen und namentlich unter den Obersten und Majoren gelind-
 lich austräumen. Die Betroffenen würden nicht einmal klagen. Viele Stabsoffi-
 ziere, sogar manche Hauptleute schon, würden freiwillig gehen; denn die Hoffnung, es
 bis zum General bringen zu können, lebt nur noch in vereinzelt Optimisten und die
 meisten Frontoffiziere sind heutzutage froh, wenn sie über die Majorsecke hinaus-
 kommen und nachher ein anständiges Bezirkskommando erhalten. Diese Resignation
 ist ein wahrer Segen für die Armee, die auch Durchschnittsoffiziere braucht und,
 wenn Jeder die höchsten Sprossen zu erklimmen trachtete, völlig zum Lummelplatz
 der Streber und Schuster würde. Jetzt aber warten selbst Offiziere, die sich im bun-
 ten Rock längst nicht mehr wohl fühlen, auf das neue Gesetz, das ihnen wenigstens
 halbwegs auskömmliche Pensionen bescheren soll. Wie lange wird's noch dauern?
 Die Vernachlässigung der Invaliden, der verabschiedeten und zur Pensionirung vor-
 gemerkten Offiziere wird allmählich zum Skandal. An die Aufgabe, die Gehälter
 der Aktiven den veränderten Lebensbedingungen anzupassen, wagt sich, obwohl sie
 über die Zukunft des Offiziererlases entscheidet, Niemand heran. Das modernisirte
 Pensiongesetz aber hatte man für dieses Frühjahr wenigstens erwartet. Doch die
 „Machgebenden“ haben offenbar Besseres zu thun. Wer kümmert sich um die Wirth-
 schaftsnöthe verabschiedeter Offiziere? Die schreien ja nicht, halten sich immer korrekt
 und loyal. Und sollte sich Einer von ihnen „mausig machen“, so stellt sich, wo Argu-
 mente fehlen, zur rechten Zeit das Ehrengericht ein, das unbotmäßige Begehrlichkeit
 mit dem Verluste des Rechtes sühnt, hinwärts noch den Rock des Königs zu tragen.

Ein Jurist schreibt mir aus München:

„Das höchste Fest der katholischen Kirche, Fronleichnam, ist mit all seinem äußerlichen Pomp vorübergerauscht. Die Herren Präbides der katholischen Vereine haben dankbar das Lob und die Anerkennung für ihre im Dienste der Kirche erprobte Aufopferung eingeheimst; die Schulmädchen haben ihre in die Farbe der Unschuld getauchten Kleiderchen wieder abgelegt; die bei der Prozession mitwirkenden Geistlichen haben sich in die prunkenden Hallen der Residenz zurückgezogen, wo ihnen die Runkelfizienz des bayerischen Königshauses seit alter Zeit ein leckeres Mahl bereit hält; der Stiftspropst Dr. von Türk hat die Mahlzeit gesegnet; die zur Feier des Festes kommandirten Regimenter sind mit klingendem Spiel wieder in ihre Kasernen eingerückt; die zur Prozession herbeigeeilten Beamten, die häufig genug sich nur höherem Willen und Wunsch fügen, haben Uniform und Degen wieder der schützenden Truhe anvertraut; der Donner deutscher Geschütze, auf dessen Sturmeschwüngen die Gebete und Gesänge der Gläubigen himmelan eilen, ist verhallt; Berge von Bod-, Weiß- und Bratwürsten, ungezählte Fektoliter des Nationalgetränkes sind vertilgt und mit berechtigtem Stolz registriert die katholische Klerisei die Thatfache, daß auch diesmal wieder das Oberhaupt des bayerischen, also eines paritätischen Staates, Prinzregent Luitpold selbst, mit glänzendem Gefolge durch seine Theilnahme das kirchliche Fest verherrlicht und ihm in den Augen der Volksmassen die staatliche Weihe verliehen hat, — er, nach der Verfassung des Königreiches der summus episcopus der protestantischen Kirche in Bayern. Segnend erhebt Papst Clemens V., dessen Nachfolger den deutschen König Ludwig den Bayern so unhöflich behandelte, im Himmel — oder wo er sonst sein mag — seine Hände zu Preis und Dank für das bayerische Königshaus und zufrieden lächelnd gedenkt er der Segensworte, die er vor beinahe sechshundert Jahren, die von Urban dem Vierten ins Abendland eingeführte Institution des Fronleichnamfestes bestätigend, urbi et orbi zurief: *Licet igitur hoc memoria a sacramento in quotidianis missarum solenniis frequentetur; conveniens tamen arbitramur et dignum, ut de ipso semel saltem in anno ad confundendam specialiter hereticorum perfidiam et insaniam memoria sollemnior et celebrior habeatur.* Wohl beunruhigten den damaligen Heiligen Vater noch nicht die ‚Fest‘ der Reformation und die ihr anhängenden ‚Sekten‘. Aber ruht denn nicht auch heute noch auf den Anhängern dieser Sekten der Bannfluch der katholischen Kirche, der diese modernen Reher der Hölle überantwortet? Und doch soll es schon einmal einen alten, blinden Feiden gegeben haben, der, unkundig der Heilölehre des Christenthumes, doch reinen Herzens die Worte sprach: Nicht mitzuhasßen, mitzulieben bin ich da!“

Aus Neu-Ruppin erhielt ich den folgenden Brief:

„Verehrter Herr Harden, ein Greis von neunundsiechzig Jahren, procul negotiis auf seiner einsamen Besitzung vor dem Rheinsberger Thor hier lebend, bittet Sie als langjähriger Leser Ihrer ‚Zukunft‘, ihm ein Plätzchen in Ihrer Zeitschrift zu gewähren. Es handelt sich um eine Vervollständigung oder Richtigstellung der ‚Ursprünge der modernen Arbeiterbewegung‘ des Professors Georg Adler. Ob der Verfasser in den Jahren von Ende 1860 bis 1863 als erwachsenes, selbstthätiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft bereits thätig war, ist mir unbekannt. Aus seiner Darstellung entnehme ich aber, daß er damals noch nicht inmitten der Dinge,

über die er schreibt, gestanden hat. Die Aktivlegitimation zu meiner Bitte ergibt sich aus dem Nachstehenden. Die damalige tiefgehende, impulsive Bewegung der Geister in deutschen Landen, mindestens in Preußen, war gewissermaßen die Inkubationszeit Germanias. Damals schon sind die Quaren des neuen Deutschen Reiches befruchtet, ist viel gestrebt und gelitten worden. Auch ich, zwar nicht in Arabien geboren, aber aus dem schönen Lande der Obotriten und Wenden, stand mitten drin, gründete 1860 den „Flotten Verein der Berliner Arbeiter“ zur Beschaffung eines Schiffes und etwas später in der Vorfigstraße den ersten Berliner Bezirksverein nach 1848, nachdem ich früher mehrere Jahre Mitglied des Berliner Handwerkervereins unter Steinert und des Volkswirtschaftlichen Vereins unter Prince-Smith, Redakteur Michaelis, Schulze-Delitzsch und Anderen gewesen war. Mit solchen Kenntnissen in öffentlichen und volkswirtschaftlichen Angelegenheiten ausgerüstet, wurde ich im Sommer 1862 vom Nationalverein als Vertreter der Berliner Arbeiter zur Weltausstellung nach London gesandt, um von dort Berichte vom Arbeiterstandpunkt aus zu erstatten. Als ich von meiner Reise nach England, wo ich auch das Etablissement der Pioneers of Rochdale besuchte, über Paris, wo ich die Fach- und Wohlfahrteinrichtungen der dortigen Buchdrucker kennen lernte, nach Berlin zurückgekehrt war, hielt ich bald in allen Stadttheilen in großen Versammlungen Vorträge über die von mir auf meiner Reise gemachten Erfahrungen, richtete auch an das damalige Ministerium von der Heydt eine längere Denkschrift, in der ich einen Vergleich zwischen englischen, französischen und deutschen Arbeiterverhältnissen zog. Aus den Wahlen in den von mir abgehaltenen Versammlungen war schließlich das Berliner Centralkomitee entstanden. Da ich bei der sächsischen Regierung schon die Genehmigung zur Abhaltung eines Allgemeinen Deutschen Arbeiterkongresses in Leipzig beantragt hatte, wurde ich im Auftrage des genannten Komitees, dessen Vorsitzender ich war, nach Leipzig gesandt, um eine Einigung des auf dem Boden rein marxistischer Theorien stehenden dortigen Lokalkomitees unter Frisische und Bahlschich — August Bebel, auch ein Mitglied, verhielt sich damals noch sehr passiv — mit dem Centralkomitee zu bewirken. Frisische und Bahlschich kamen dann als Delegirte von Leipzig nach Berlin, wurden von dem mir feindlich gegenüberstehenden und mit allen Mitteln gegen mich intriguirenden Adolf Streckfuß empfangen und schließlich, nach einem Rundgang durch ober- und unterirdische Arbeiterlokale vor dem Oranienburgerthor, in eine der von mir einberufenen und geleiteten, allgemein bekannt gewordenen Versammlungen in der Tonhalle geführt, in der die leipziger Delegirten zu unserem größten Erstaunen ganz andere als die von mir mit ihnen vereinbarten Grundsätze entwickelten; sie hatten sich augenscheinlich in Anhänger Schulze-Delitzschs umgewandelt. In diesen großen Tonhalle-Versammlungen sollte Schulze sich mit Vassalle aussprechen. Nur Vassalle erschien und durch seinen Einfluß mit der Devise (L'Etat c'est moi) gelangte die bisher in ruhigen, übersehbaren Bahnen gegangene Arbeiterbewegung auf ein ganz anderes Gleis. Ich habe dann in Druckschriften die Gründung von Produktivgenossenschaften angerathen und mich bemüht, für das Koalitionsrecht der Arbeiter, für Invaliden- und Altersversorgungsassen zu wirken. Von einer Bewegung in Nürnberg und einem dort abzuhaltenden Arbeiterkongress war zu meiner Zeit nichts bekannt; sonst hätte ich die Genehmigung für einen solchen Kongress bei der sächsischen Regierung doch nicht beantragt. Meinem Vorgehen gebührt jedenfalls die Priorität. Das ist aus allen damaligen Tagesblättern Nord- und Süddeutschlands zu ersehen

und Dr. Guido Weß hat in seiner „Zukunft“ ausdrücklich hervorgehoben, daß ich der Vater der neuen deutschen Arbeiterbewegung sei.

Mit größter Hochachtung ganz ergebenst
Eichler.“

* * *

Ein adeliger Herr, der früher im Dienst der Preussischen Hypothekbank stand, schreibt mir: „Die Anekdote, die Sie am Schluß Ihres zweiten Mirbach-Artikels machten, entspricht, wie ich bestätigen kann, durchaus den Thatfachen. Wenige Jahre vor dem Zusammenbruch der Preußenbank wollte der Oberhofmeister Freiherr von Mirbach ihr ein weites, südlich von Bonn zwischen Godesberg und dem Rhein liegendes Areal verkaufen. Er forberte einen ziemlich hohen, durch die günstige Entwicklung der regionalen Verhältnisse immerhin aber zu rechtfertigenden Preis. Um diese Verhältnisse zu prüfen, wurde ein Bankbeamter nach Godesberg geschickt. Ob das Geschäft perfekt geworden ist, weiß ich nicht; denn der Kommerzienrath Sanden vermied jedesmal, wenn er danach gefragt wurde, eine präzise Antwort und war nicht zu deutlicher Aussprache zu bringen. Sicher ist aber, daß der Oberhofmeister die Absicht hatte, auch persönliche Geschäfte mit Sandens Preußenbank zu machen. Diese Feststellung scheint mir genügend.“ Mir auch. Der Oberhofmeister hat also mit Leuten, von denen er Kirchenbaugelder erbat und erhielt, denen er Titel verschaffte und die er, wie wir noch sehen werden, gegen Prehkritik zu schätzen versuchte, auch Privatgeschäfte gemacht. Um so mehr müssen wir bedauern, daß wir nichts über das „persönliche Konto“ erfahren, das er, neben dem Konto K, bei der Pommerbank hatte. Dafür ist uns aber sein neuestes Pländchen entschleierte worden. Der freiherrliche Musterchrist ließ an die Provinzialbehörden Kasse ergehen, die von der Präsidialinstanz amtlich an die Landräthe weitergegeben wurden. Signal zum Sammeln für die Silberne Hochzeit des Kaisers. Nicht viel mehr als ein Millidmchen ist nöthig. Dringend nöthig; denn die Brunstkirche, die auf den Namen des sparsamen alten Kaisers getauft ist, braucht noch Mosaikschmuck. Immer 'ran, meine Herren! Die Namen der „Stifter“ — so nennt Mirbach die Opfer sanfter Preßion — werden in ein „künstlerisch ausgestattetes“ Buch eingetragen, das dem Kaiser am Festtag überreicht wird. Doch das Christenherz des Freiherrn verschmäht „kleinere Sammlungen“. Die „sind zu verhindern, denn sie haben öfters nur Beiträge von zehn bis zweihundert Mark erbracht, sind allgemein unbeliebt und geben reicheren Leuten Veranlassung, nur Beiträge von zehn bis zwanzig Mark zu zeichnen; dadurch wird ein gutes Resultat der Sammlung gefährdet“. Also: ein Diener der Kaiserin sammelt Geld zu einem Geschenk, das seiner Herrin dargebracht werden soll, bedient sich dazu des Apparates der Verwaltungsbörden und lockt die Kapitalisten mit der Aussicht, daß ihre Namen und die gezeichneten Summen „den Majestäten“ vor's Auge kommen. Die Präsidenten und Landräthe, die für solche Dinge nicht eine Minute übrig haben dürften, weisen die neue Zumuthung nicht zurück, sondern bemühen sich, wie ein veröffentlichter Brief des teltower Landrathes beweist, möglichst viel Geld zusammenzuscharren; vielleicht fürchten sie, schiefl angesehen zu werden, wenn sie nicht stattliche Beträge abliefern. Und nun denke man sich in die Lage eines Unternehmers, der vom Landrath seines Kreises solchen Sammelbrief erhält! Das nette Pländchen ist nun schon Tage lang bekannt; noch aber hat man nicht gehört, daß die Fortsetzung der Sammelei streng verboten worden ist. Soll das mit solchen Mitteln aufgebrachte Geld etwa gar an-

genommen werden?... Allerliebste Besichtigten hat auch Herr Dr. Leipziger in seinem „Roland von Berlin“ aus der Zeit seines Verkehrs mit dem Oberhofmeister erzählt. Daß Mirbach seine Schrift „Die Reise des Kaisers und der Kaiserin nach Palästina“ auf Leipziger Kosten drucken ließ, wissen die Leser der „Zukunft“ schon. Herr Dr. Leipziger wurde aber auch zu einer Prachtausgabe veranlaßt. Da waren „sehr kostbare weißseidene Einbände“ nöthig, „die in der Mitte das Jerusalemkreuz in Emaille zeigten“. Und diese Prachtbände gefielen dem Oberhofmeister so sehr, „daß er mich immer wieder ersuchen ließ, mehr davon zu stiften“. Schließlich hatten Seine Excellenz auch noch die Gnade, einen Tausendmarkschein anzunehmen, den Leipziger dem Protector „mit der frommen Uge überreichte, daß dieser Betrag das Ergebniß (des Verlagsgeschäftes) sei“. Dabei ist Mirbach ein reicher Mann und könnte seine Literatur bequem selbst bezahlen. Das hinderte ihn nicht, sich von Leipziger ein paar tausend Mark schenken zu lassen. Einen Dank erhielt der „Stifter“ nicht; weder Orden noch Titel. Er hat sich getröstet und schreibt jetzt: „Nicht immer konnte der Freiherr Das durchsehen, was er seinen Schülern in Aussicht gestellt hatte“. Als im Kleinen Journal, das damals noch Herrn Dr. Leipziger gehörte, Sandens Schwindeleien enthüllt wurden, ließ Mirbach den Besitzer, dem er einen seiner Kanzleibeamten in die Wohnung schickte, bitten, die Preußenbank doch nicht mehr anzugreifen. Der Oberhofmeister und Generalmajor wollte also die Entlarvung eines gemeingefährlichen Betrügers verhindern; optima fides natürlich, wie wir zu glauben verpflichtet sind. Ist's nicht nicht aber genug? Wollen lutherische Pastoren noch ferner gemeinsame Sache mit einem Herrn von so seltsamem Geschmac, so wundervollem Unterscheidungsvermögen machen? Wird der Mann, dem solche Irrungen nachgewiesen sind, ins Dunkel hinabtauchen? Abwarten. Ein Rindergemüth, das, wenn ihm 25000 Mark ausgezahlt werden, eine Quittung über 327 400 Mark giebt, verbietet unter allen Umständen jätlichste Schonung und kommt in heiliger Einfalt auch über gefährliche Klippen hinweg.



Sitzung der berliner Stadtverordneten. Der Kaiser hat den Bauplan einer neuen Brücke corrigirt und der Magistrat hat die Korrektur natürlich mit ergebenstem Dank angenommen. Der Stadtverordnete Arnold Perls, ein sehr begabter Stilist und politischer Schriftsteller, beantragt, die Vorlage des Magistrates abzulehnen; erstens, weil ihm der frühere Entwurf besser schien, zweitens, weil er findet, daß die Gemeindevverwaltung die Bauten, die sie selbst bezahlt, nicht fremdem Geschmac anzupassen braucht. Darob „stürmische Unterbrechungen, die den Redner Minuten lang am Weitersprechen hindern; der Stadtverordnete Sachs ruft immer wieder: Unerhört! Unerhört!“ Diese liberalen Byzantinier sind doch famose Kerle. Sie müßten sagen: Entweder ist der Entwurf des Stadtbaurathes besser als der des Kaisers, — dann lehnen wir die Korrektur ab; oder unsere Sachverständigen können nicht mal so viel wie ein Dilettant, — dann jagen wir sie weg und reden ein ernstes Wort mit dem läblichen Magistrat, der selbst eingesteht, daß er uns einen miserablen Entwurf vorgelegt hat. Fällt ihnen gar nicht ein. Sie brüllen den einzigen Kritiker nieder. Sind aber „entschieden liberal“ und werden morgen wieder behaupten, daß Alles sich, Urs wenden muß, wenn das freisinnige Bürgerthum endlich zur Herrschaft gelangt. Soll man sich ärgern? Um's Himmelswillen! Die Spitze ist ja nur lächerlich.



Ein paar Zeitungsnutzen. I. Zu dem Professor Wölfflin, der an der Berliner Universität, als Nachfolger Hermanns Grimm, Kunstgeschichte lehrt, hat der Kaiser, als er ihn zum ersten Mal sah, ohne Einleitung gesagt: „Sie machen mir, bitte, ordentlich Front gegen die moderne Richtung!“ Dann wandte sich der Monarch um und überließ den also Angeredeten seinen Befehlsgefühl. II. „Die Deputation der südwestafrikanischen Anseher, die bestimmt darauf gerechnet hatte, noch während der Kieler Woche vom Kaiser empfangen zu werden, wird erst nach Beendigung der Regatta zur Audienz befohlen werden.“ Schade, daß die armen Leute nicht, wie die Kunst der zuverlässigen Reporter, nach Kiel geladen wurden. Die Festtage hätten sie Manches erkennen gelehrt. Und wenn sie dann heimgekehrt wären, hätten sie den Landbleuten, die drüben auf dem Grab deutscher Menschen und deutscher Hoffnungen trauern, im Stromgebiete des Swakop mit gutem Gewissen zu sagen vermocht: Deutschland ist wirklich arm, muß sich wirklich arg einschränken und wir können von der alten Heimath deshalb nicht mehr verlangen als den knappen Bettlerpfennig, den uns der weise Reichstag zugebacht hat. III. Am fünfzehnten Juni kamen bei einer Feuerbrunst, die im Hafen von New-York auf einem Dampfer entstand, mehr als tausend Frauen und Kinder nach gräßlichen Qualen ums Leben; nach amerikanischen Berichten waren neunundneunzig Prozent der Verbrannten, Zerquetschten, Zerstampelten Deutsche. In Deutschland sprach man gerade vom Gordon Bennett-Rennen und hatte keine Zeit, sich um diese entlegene Sache zu kümmern. Am sechzehnten Juni hielt unser Spick, der Botschafter des Deutschen Kaisers, bei einem new-yorker Schützenfest eine Rede: kein Wort über das Ereigniß des vorigen Tages. Der Mayor McClellan hatte die Einladung zu dem Fest mit der Motivirung abgelehnt, wichtiger als eine Pflicht äußerlicher Repräsentation scheint ihm jetzt „die höhere Pflicht, die uns das gestrige Unglück auferlegt hat“; er müsse die Morgue aufsuchen und sehen, wie für die überlebenden Opfer der Katastrophe und für die Hinterbliebenen gesorgt sei. Eine häßliche Veltion für Specky. IV. Aus dem lieben Lokalanzeiger: „Auf der Yacht der Kaiserin erblickte man den Kronprinzen in emsigster Thätigkeit am Ruder; man sah ihm an, wie der Zauber des Segelsports ihn schon ganz in seine Fesseln geschlagen hat.“ Das ist telegraphirt worden. V. Nach Scherl Nozze, nach dem Partellosen der Demokrat. Aus dem Berliner Tageblatt: „Was an Bord der ‚Hohenzollern‘ in den letzten Tagen geschaffen wurde, grenzt ans Wunderbare. Morgenländische Phantasie und Pracht bietet sich dem Auge. Das Deck und die Innenräume sind in Blumengärten umgewandelt worden. Schwimmkrähne hoben die herrlichen Arrangements an Bord, wo ein baldachinartiger Schmuß hergestellt wurde. In der ganzen Länge des Schiffes schließen sich daran Blumengewinde, die an die Hängenden Gärten erinnern.“ VI. „Ganz besondere Aufmerksamkeit erweist der Kaiser den reichen Amerikanern. Fast jeden Abend sind einige von ihnen zur kaiserlichen Tafel geladen. Als gestern die Damen Banderbilt und Goelet an Land fuhren, wurden sie auf Befehl des Kaisers schon an der Landungsbrücke vom Kronprinzen und dem Prinzen Heinrich erwartet und vom Hafen ins Schloß geleitet.“ Hat unter den Lesern der „Zukunft“ nicht Einer Zeit und Lust, Alles zu sammeln, was in diesen Wochen aus Homburg und Kiel kam? Das gäbe ein lehrreiches Büchlein. Titel: Ein Sommer deutscher Weltpolitik.